

Roseggerstudien

von

Dr. Rudolf Latzke

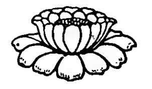
Roseggerstudien.

I. Von „Zither und Hackbrett“ bis zum „Waldschulmeister“.

o o o

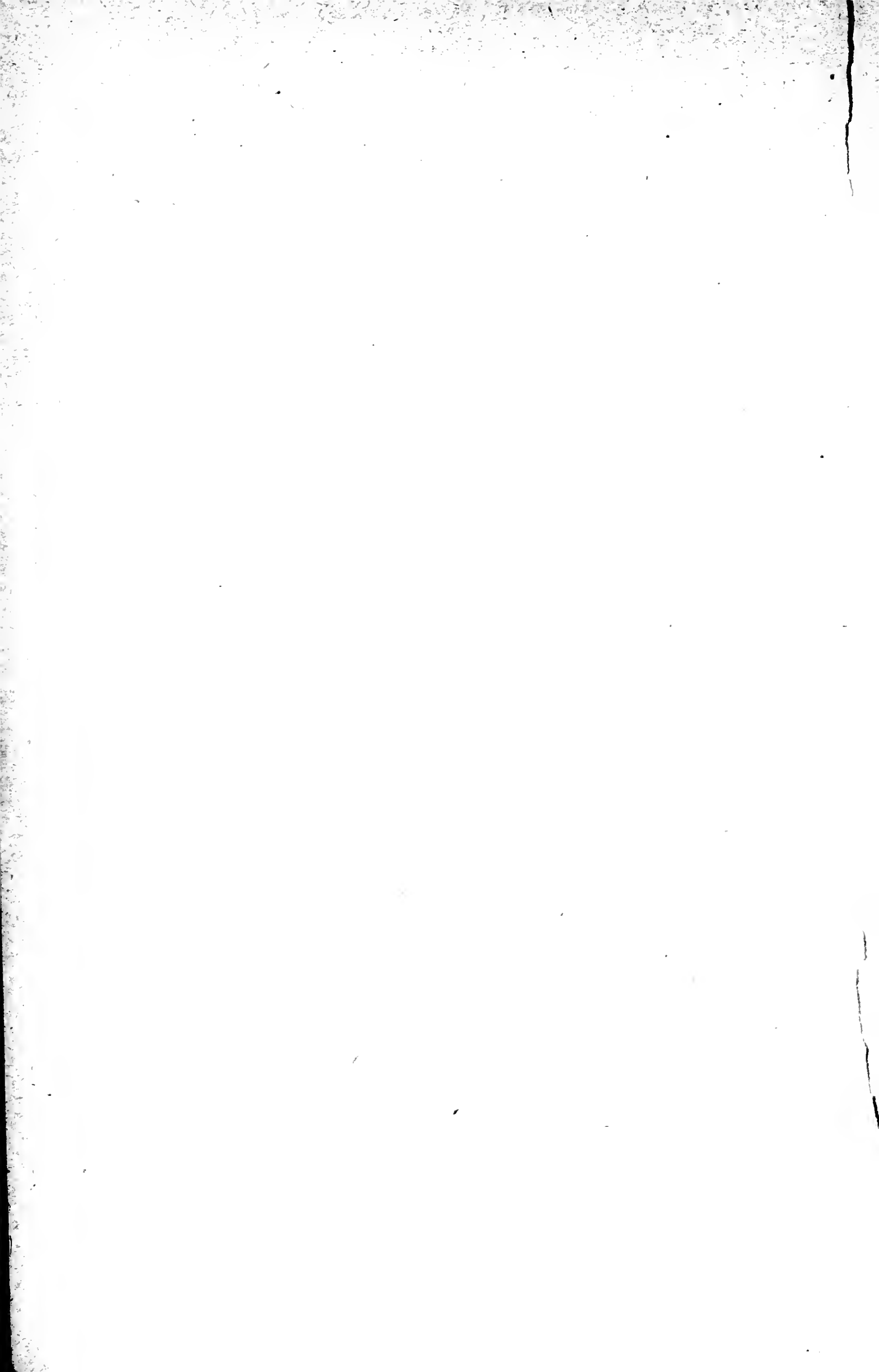
Von

Dr. Rudolf Latzke.



Korneuburg 1905.

Druck von Julius. Kühkopf, Korneuburg.



Roseggerstudien.

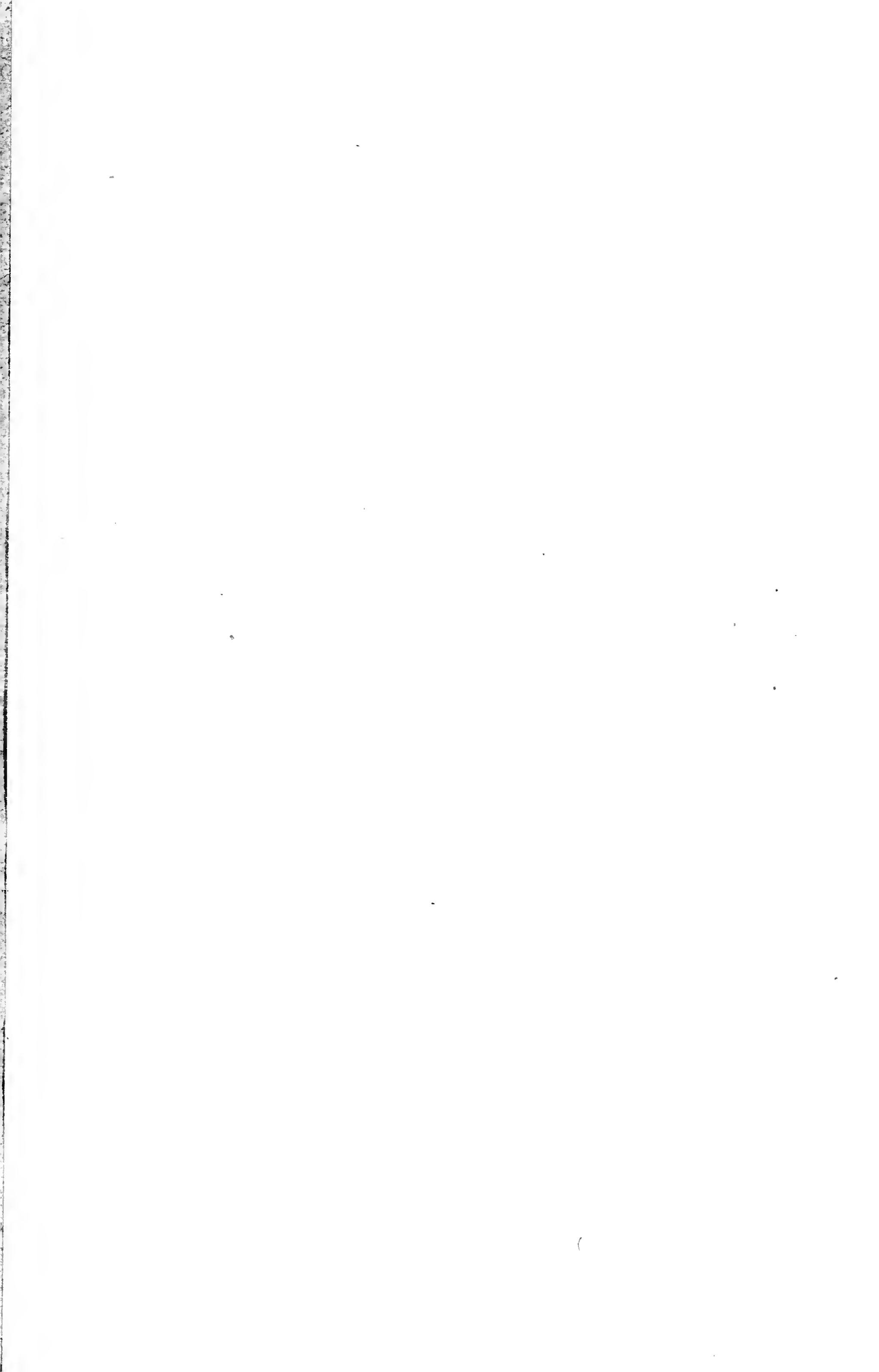
I. Von **„Zither und Hackbrett“** bis zum **„Waldschulmeister“.**



Von

Dr. Rudolf Latzke.





Vorbemerkung.

Mit der vorliegenden Studie soll eine Reihe von Aufsätzen eröffnet werden, welche die Betrachtung der schriftstellerischen Tätigkeit Roseggers vom biographischen Standpunkte zum Gegenstande haben, das heißt versuchen werden, Leben und Dichten in das Verhältnis von Ursache und Wirkung zu bringen.

Da sind denn zuvörderst zwei Fragen zu beantworten: Ist eine solche Untersuchung gegenwärtig notwendig? und ist sie gegenwärtig überhaupt möglich?

Gründe für ihre — ich will nicht sagen Notwendigkeit, aber doch — Berechtigung lassen sich unschwer finden.

Einen Einblick in das Werden der übergroßen Menge und Mannigfaltigkeit von Roseggers poetischen und publizistischen Darbietungen zu gewinnen, ist, wie des Dichters Werke jetzt in den verschiedenen gangbaren Ausgaben vorliegen, unmöglich.

Der Gesamtheit dieses Schaffens steht der den Faden der Entwicklung aufsuchende Literarhistoriker eigentlich ratlos gegenüber. Man hat Roseggers „Ausgewählte Werke" in Gruppen zerlegt und unterschieden: Romane, Novellen, Typen und Gestalten, Autobiographisches (Dichtung und Wahrheit), Religiös-Didaktisches; man hat aus jeder Gruppe einzelne Stücke, die die Zahl der Auflagen oder das Lob früherer Beurteiler als besonders gelungen hinstellt, charakterisiert, über Inhalt und Form nach aesthetischen oder ethischen Gesichtspunkten kritische Urteile abgegeben, dort gelobt, hier getadelt, hie und da auch eine Analyse des Stoffes vorgenommen, hie und da auch Beziehungen zwischen Leben und Dichten aufgedeckt, des weiteren aber Stück, Gattung und Dichter in eines der bekannten Schubfächer der Literaturgeschichte getan. Oder man hat Roseggers äußeren Lebensgang erzählt, beziehungsweise nach des Dichters zahllosen autobiographischen Daten die Geschichte seines Lebens zu konstruieren versucht. — Eines aber scheint bisher nicht genügend berücksichtigt worden zu sein: die kausale Verknüpfung der in der Zeit aufeinander folgenden und in den „Ausgewählten Schriften" wahllos nebeneinander stehenden Werke.

Die schiefen Urteile über Roseggers neuere Gaben mehren sich von Tag zu Tag. Seitdem der Dichter mit vorschreitendem Alter in seinen Schriften mehr und mehr das didaktische, das religiöse Moment betont, droht der Parteien Gunst und Haß sein Charakterbild zu verwirren. Als J. N. R. I. erschien, zeigten die meisten Besprechungen dieses Buches, wie wenig man eigentlich den großen heimischen Dichter kennt. Man kann J. N. R. I. nicht lediglich als Erbauungsbuch bewerten und an den überragenden Vorbildern aus altchristlicher und mittelalterlicher Zeit messen, denn es ist das Werk eines modernen Dichters; und man kann es nicht lediglich als den Niederschlag poetischer Stimmungen bewerten, denn es ist das Werk eines Dichters, der auch das Geheimnis seiner Brust, das vielleicht das tiefinnerste des modernen Menschen ist, der Welt mitteilen muß: daß er gläubig ist.

Man kann Roseggers Christusroman nur richtig bewerten als den Abschluß einer langen Entwicklungsreihe von Gedanken, die schon im Kinde da waren, im jungen Dichter fortwirken, Klarheit gewinnen oder verlieren, sich mit neuen Gedanken vereinigen, ausgleichen, die alle Werke durchziehen und endlich ihre theoretische Fixierung („Mein Himmelreich") und bald darauf auch ihre poetische Verdichtung finden. (Vgl. Anmerkung 10.)

Und so sind „Erdsegen" und „Weltgift" Endprodukte einer langen Entwicklungsreihe und ebenso die anderen größeren Erzählungen der '80er und 90er Jahre und so war schon der „Waldschulmeister" der Abschluß einer zwar kurzen, aber umso intensiver wirkenden Motivenreihe.

In noch viel höherem Grade als für Storm ist für Rosegger die Erinnerung die Hauptquelle seiner Werke. „Peter Rosegger", sagt Rudolf Greinz sehr wahr an des Dichters 60. Geburtstag, „ist in seiner ganzen Eigenart ohne die ersten zwanzig Jahre seines Erdenwallens nicht zu denken. Die Kindheit und die Eindrücke des Jünglings haben ihm seine Richtung, seine Motive, sein reiches Stoffgebiet, die Anlage, das Milieu seiner sämtlichen Schriften gegeben".

Um dies im einzelnen nachzuweisen, ist eine Analyse von Roseggers Werken zunächst in seinem ersten Schriftstellerdezennium von nöten. In dieser Zeit arbeitet die Erinnerung noch genau; sie färbt zwar, stilisiert aber noch nicht. Die Motive liegen noch deutlich neben einander, sie verknoten sich noch nicht so wie in den späteren Werken, deren Keime aber alle schon in dieser Zeit vorhanden sind.

Was die Möglichkeit solcher Studien in der Jetztzeit angeht, so wäre allerdings einzuwenden, daß die Hauptquellen für eine in diesem Sinne biographische Untersuchung fehlen. Der Briefwechsel mit Freunden und Verlegern ist erst zum allergeringsten Teil veröffentlicht, an bibliographischen oder chronologischen Daten fehlt es fast vollständig. — Mit diesem Mangel muß man nun freilich rechnen und so gut es eben geht, um ihn herumzukommen suchen. Über die ersten Bücher war wenig zu sagen. Aber

bald erleichtert der Dichter biographische Studien durch eine Eigenschaft, die den Grundzug seines Wesens bildet. Was ihn bewegt, spricht er aus — seit 36 Jahren. Mögen das nun Alltagserlebnisse sein, Bilder aus dem Familienleben, Wanderungen, gelegentliche Beobachtungen, oder jene tieferen — Erschütterungen des Gemütes, stürmische oder ruhevolle Erwägungen über Weltlauf und Menschenschicksal, oder jene allertiefsten Blicke in die Ungründe des eigenen Seins, die Ahnungen, die sich anderen kaum zum Worte formen wollen, die Schauer des Glaubens, der Demut — alles das hat Rosegger mit genialer Naivität der großen Welt mitgeteilt.

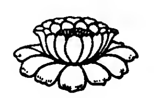
Und das ist nicht immer die Mitteilung „sub rosa, in der Musen stillem Hain“, das Verarbeiten persönlicher Eindrücke zum Kunstwerk, also hier zur Novelle, zum Roman. Rosegger beichtet auch gern in Prosa, kunstlos, absichtslos, durch den persönlichen Gehalt nur dem Geständnis Kunstwert verleihend.

An Hand dieser „Beichten“ ist es nicht so unmöglich, die Geschichte des inneren Lebens Roseggers zu erkunden und dann den oben geforderten Kausalnexus herzustellen.

Der vorliegenden Studie „Von Zither und Hackbrett bis zum Waldschulmeister“ sind zur Orientierung einige bibliographische Daten vorausgeschickt. — Zwei weitere Hefte dürften bald folgen: 2) „Vom Waldschulmeister bis zum Handwerkerleben“, 3) Kalender, Heimgarten und andere Zeitschriften 1870—1880.

Von Roseggerliteratur wurde mit Absicht wenig benützt. Für einzelne Daten wurden die Bücher von Theodor Kappstein und Hermine Möbius zu Rate gezogen. Für die freundliche leihweise Überlassung der im Buchhandel nicht mehr geführten und auch auf Bibliotheken nur sehr unvollständig sich findenden alten Ausgaben Roseggers sei an dieser Stelle dem Dichter selbst, seinem Verleger L. Staackmann und der Verwaltung der Steiermärkischen Landesbibliothek in Graz geziemend gedankt.

Möge die Studie durch ihre unvermeidlichen Fehler zu sachlicher Diskussion Anregung geben!



Verzeichnis

der

von 1869—1881 in **Buchform** veröffentlichten Schriften Roseggers.

Zither und Hackbrett. Gedichte in obersteierischer Mundart. Mit einem Vorworte von Robert Hamerling. Graz, Pock, 1870. — 170 S. + VI.

Vorwort: Graz, 1. Juni 1869. R. Hamerling.

Inhalt: Da Steirer — Mei Morgngebet — 's Liad von Jagahansl — Da steirische Bua — D' Somstanocht — 's is wul a rechts G'frött auf da Welt — Da Kritisira — Expressi — Doppelta Prozeß — Wos d' Liab oll's is — 's luckad Herz — A Körberl — In Herzerl — Da Mai, da schöan Mai — Därf ih's Diandl liabn? — 's Busserl — Nächstnliab — Aba nit z' viel — Sogts, wos ih eppa tät! — 's is nit so gfährli — An orme Seel — Wann 's bricht — Da tote Jaga — Am Hochzeitstog — Nur um koan Totn woan — Da Weichslbarn-Suhn — Ollahond Bittleut — So viel Liab han ih ah! — 's is da Brauch a so! — Wann ich ka Diandl hätt — Auf a mogers Diandl — An olts Mittl fürs Oltwern — So gfoilts ma — Da Hüttlbua — Da Vota und sei Suhn — 's Liachtl am Fensta — 's Pfüatdihgottnehma — Z'wegn dein Kröpfll wegn — Londsleut! — Holzknecht-Wunsch — Wos da Maurermichl gsogt hot — Zither und Hackbrettl — Wos d' glaubst — Mei Herzerl is a Dampfmaschin — Blow — Segn zan Ausgong — Mein Muaterl dahoam — 's Pfeiferl — Grod a Reiche — Der Ahndl ihr Tram ban kloan Ahndl sein Wiagei — Mei weißes Lamperl — 's Stückl Brot und sei Gschicht — A por Wörtl an meine Londsleut — 's is a Kunst — D' Apothekn fürs kronk Herz — D' Erbschoft — 's Erbguat — Der Omashaufn — D' Schneck — 's Neberl — 's Brautpfoadl — Olmglüahn — Da vierblattlad Klee — Wos da Regnbogn bedeut't — Da Blowaugad — Mei Christbam — 's Schifferl — Der Weltlohn — Die Doana und 's kloan Bacherl — Da Lumpnkamerod — Gottes Hochzeitsfest — 's Wasserl in Wold — Mei Mürztol — Da Teufelsstoan — Wos 'n Birndorfa Fohntroga possirt is — Wos da Hiasl von Theater dazählt — A betende Jungfrau — Da Vazogte — Da Meßnabua — Schreibfedern — Da Hulzknecht — An olte Urkund — Da Steirer vor da Himmeltür — A Gschicht auf gfrurnen Mias. — (84 St.)

Tannenharz und Fichtennadeln. Geschichten, Schwänke, Skizzen und Lieder in obersteierischer Mundart. Graz und Leipzig, Josef Pock, 1870. — 216 S.

Inhalt: D' Annamiadl — Die narrisch Sannerl — D' Schwoagerin und die Kua — Die Zellaroas — Weichsbodn — 's Gsäus — D' Mur — Jungfr Traun — n Tannenbam sei Lebn und Sterbn — Aehndl Noah — Voder Abraham — Auf da Hobzat zu Kana in Galiläa — Die droschnen Drescha — A Kapitl vo die oldn Griachn — Die Trojanagschicht — Da Schneider und die drei Riesn — n Deckaveitl sei lessta Gspoaß — Da Hosnknopf-Jocherl — n Pforra sei Fiderl — In Heansteignbaschtl sei Tram — A frumma Schusta — S Nodakrandl — Wos mit n Troatholm gschehn is — Da Strohholm — Zwoa Henerla — Wos ban Gansstoan gschehn is — Die heili Kathrina z'

Kathrein — Die Gschicht vo die zwölf Hund in Rosnbühlagschloß — Da neidi Baur — An oams Deanstmensch — A Sunter auf da Kriagleroim — Da Schneidapederl — A schöne Gegnd! — Olmlüfterln (Gedichter und Liada). — s Olmlüfterl — Nutz Heidl! — Ollahond Gspiela — Oll hon ih 's selba nit gmocht — Se Diandl, dos ban Bruntro steht — s vabrennt Hangerl — Wir ih 's Kröpfl hon kriagt — s Loatabarn Liserl — Sechs Breta — Mei Toan — Häst sulln a Glöckerl wern! — Bua, wann s d' a Diandl brauchst! — Wos warst für a schöns Diandl! — Da Miazerl ihr Bildl — A schlechta Groschn — Stoansteirisch! — s funfzjahri Jublfest — A hantiga Baur — Da Waldbarn-Sepp — Mit Breta vaschlogn — Olmleuchtn — Sterbn! — Wann s Monscha schön scheint! — Schau da s noch amol on! — Meinolda Voda ban neugn — Zan an guatn Leßt noch a por Wörtl — Erklärungen. (Idiotikon.)

Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande. Graz, Leykam, 1870. — 262 S. — Frau Theresia Reininghaus dargebracht.

Vorwort: („Eingang“) pag. 1, 2.

Inhalt: Eingang — Wesen und Walten des obersteierischen Landmannes im allgemeinen — Zum Haussegen — An der Wiege — Am Traualtare — Am Sarge — Neujahr — Dreikönig — Fasching — Ostern — Ein Ostermorgen — Hexengeschichten am Pfingstsonntage — Der Kranzeltag — Der Sonnwendtag — Der Feierabend — Der Feldkasten — Das Schnalzen — Das Brecheln — Der Allerheiligenstrizel — Die Krapfengarb' — Ein Winterabend — Das Eisschießen — Nikolausabend — Weihnacht — Stefaniewasser und Johanneswein — Aufkindeln — Das Ausnahmshäusl — Aus dem Leben des Kleinbauers — Dienstbotenleben — Ein Liebespaar — Die Handwerker — Aus den Tauern — Wildschützen — Eine Waldwanderung — Ein Sohn des Waldes — Zum Schluß eine Mähr', meinem Volk zu Preis und Ehr'.

Geschichten aus Steiermark. Pest, Gustav Heckenast, 1871. 437 S. + VIII.

Vorwort: („Meinem Buche zum Geleitbrief“.) pag. I—VIII. Graz, den 24. Dezember 1870.

Inhalt: Das Holzknechthaus — Die Alpenhütte — Genovefa — Die letzte Fichte — Der Lex von Gutenhag Des Lehrers Weihnacht — Alpenglühen — Das Reich Gottes.

Wanderleben. Skizzen. Pest, Gustav Heckenast, 1871. — 245 S.

Inhalt: I. Von einem jungen Wandersmanne — II. Von der Reise durch Mitteleuropa — In die weite Welt (Einleitung) — Arthur heißt er — Gedanken über Wien — In Prag — Die sächsische Schweiz — In deutschem Walde — In Leipzig — In Weimar — In Berlin — Eine nächtliche Fahrt auf Usedom — Auf dem Turme der Marienkirche zu Stralsund — Rügen — Von einem Talerscheine — Nach Amerika — Ein Spaziergang in Hamburg — Auf dem Meere — In Holland — Auf dem Rheine — In Schwabenland und Straßburg — In der Schweiz — Im Bregenzerwalde — Im Pustertale — Unter den Tannen — Heimkehr — III. Wanderungen in den Alpen: — An der Lamming — An der Ingering — Der Haberknüpfer — Heut g'freut's mich — Im Tale bei Seewiesen — Eine Nacht in der Schwaighütte.

Volkslieder aus Steiermark mit Melodien. Gesammelt und bearbeitet von P. K. Rosegger und Richard Heuberger. Pest, G. Heckenast, 1872. 24 S. + VIII.

Vorwort: Graz, im Frühling 1871. P. K. Rosegger.
Graz, am 6. Mai 1871. Richard Heuberger.

Inhalt:

Das Landleben („Das Landleb'n hat Gott geb'n so heiter und froh").
Gassellied („Meine herzliebsten Buama, jetzt schipplts enck z'samm").
„'s Mensch hat an Schatz, der eifern tut".
„Heut ist die Nacht so schön".
Lumpenlied („Na Leut', wie ist's so lustig bei Geigen und beim Gläserg'spiel").
„Darfst nit gar a so predig'n mein Pfaff".
„Heut ist 's in mir und morgen ist 's in dir" (Leichenwachen-Lied).
„Wenn ich morgens früh aufsteh".
„Die Sonn' geht zu und wieder auf".
„Auf, Du fauler Bärenhäuter".
„Das Bauernleb'n tut mich nicht freuen".
Das lustige Steirerlied („Jetzt bin ich noch klein, klein, klein").
„Geh' ich hin über d' Alm".
„Ich woaß nit, sull ih auffi, sull ih owi?"
„Wie ist doch oft betrübt mein Sinn".
Geistliches Lied („Zu meinem liebsten Jesu heb' ich zu singen an").
Das Lied vom Brombeermädchen („Es wollt' ein Mädl früh aufstehn").
Das Lied vom bösen Wildschützen („Ein Liedlein zu singen, nun hört mich nur an").
Das Lied vom falschen Rittersmann („Es war einmal ein Rittersmann, der ritt wohl in ein schönes Land").
„Es war ein armes Dienstmägdelein".
Das Lied vom sterbenden Jungfräuelein („Es war ein zartes Jungfräuelein, es war von hohen Stammen").
Das Lied vom erschossenen Soldaten („Zu Preßburg, zu Preßburg, stell ich mein Unglück ja wohl an").

Krippenlieder:

„Los nur, mein Nachbar, mit Fleiß, was ich Dir sagen will Neu's".
„Auf, auf, Du Schlofjodl, Du rantiger Bua".
„Bruder, ich geh auch mit Dir".
„Hiasl he, was mueß das sein?"

Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt. Pest, Gustav Heckenast, 1872. — 320 S.

Vorwort: („Eingang") pag. 1—4. Pilisch-Maróth, im Juli 1871

Inhalt: Der Pfarrer im Gewände — Der Dorfschulmeister — Der Kirchenwaschl — Der Richter — Die Hebmutter — Der Schaufelbub — Der Ochsenbauer — Der Halterbub — Das Ziehtöchterlein — Die Graßschnater — Der Winkeldoktor — Das Bettelweib — Der Bratelgeiger — Der Pechölmann — Der Wurzelgraber — Der Kohlenbrenner — In den Waldhütten — In den Sennhütten — Im Hochgebirge — Auf der Straße — Fuhrknechte und Postmeister — Die Wallfahrer — Die Beichtgeher — Der Lichtmeßsammler — Der Bitelreiter — Die Gottesleugnerin — Drei Brüder — Der Lottospieler — Der Sohn des Hauses — Der Heimkranke — Der Lindenbauer — Der Vögelfanger-Jackerl — Ein Sterben im Walde.

Aus dem Walde.[1]) Ausgewählte Geschichten für die reifere Jugend.

Vorwort: Graz, Juni 1872.

[1]) Kein selbständiges Buch; eine aus den übrigen Schriften herausgezogene Jugendausgabe. (R.)

Inhalt: Das Holzknechthaus — Der Vögelfanger-Jackerl — Genovefa — Der Halterbub und sein Kreuz und Leiden — Der Lex von Gutenhag — Der Pechölmann, sein Leben und seine Freuden und Leiden — Der Wurzelgraber — Medard und Stasi — Des Lehrers Weihnacht — Ein Sterben im Walde — Ein Winterabend und seine Geschichten und Märchen: Geschichte vom Räuberhauptmann — Die Geschichte vom Stangelputzer — Eine nächtliche Fahrt — Nach Amerika.

In der Einöde. Eine Geschichte in zwei Büchern. Pest, Gustav Heckenast, 1872. — 320 S.

Geschichten aus den Alpen. 2 Bände. Pest, Gustav Heckenast, 1873. — I. Band 319 S., II. Band 343 S.

Inhalt: I. Band. Die Harfe im Walde — Die Pfingstnacht — Der rote Natz und die ewige Jüdin — Die neue Bahn — Ländlicher Liebe Lust und Leid — Das Kreuz am Dornstrauch — Die kalte Braut — Die beiden Trommler — Der Mann mit den 13 Talern — Maria unter der Linde. — II. Band. Der Adel im Dorfe — Der Kaiserhansel — Der Waldprozeß — Das Enkelkind — Das Paradeisg'spiel — Der Müller von Falkenbach — Der Palmkatzelkrieg — Das Dreigespann des Todes.

Die Schriften des Waldschulmeisters. Herausgegeben von P. K. Rosegger. Pest, Gustav Heckenast, 1875. — 442 S., Karte. — Geweiht dem österreichischen Unterrichtsminister Dr. Karl von Stremayr, dem Schützer und Förderer der Volksschule.

Aus Wäldern und Bergen. Stille Geschichten. Braunschweig, George Westermann, 1875. — 230 S. — Seiner lieben Gattin Anna gewidmet. Graz, im Christmonat 1874.

Inhalt: Alpenrot — Das Haus auf der Höhe — Das Fest der Gürtelsprenge — Die guldene Grete — Unter den Wänden — Der Feuerbart — Auf der Totenwache.

Das Volksleben in Steiermark in Charakter- und Sittenbildern dargestellt. In 2 Büchern. — I. Band 184 S. + VI, II. Band 246 S. — Graz, Leykam-Josefsthal, 1875.

Vorwort: („Geleitbrief“.) III—VI. Graz im Frühling 1875.

Inhalt: I. Band: Geleitbrief—Eingang — Haussegen — Haus und Heim (Übersicht) — Wesen und Walten des steirischen Landmannes im allgemeinen — Das Schatzkästlein — Die Handwerkerbank — Der Tisch — Der Brotlaib — Das Altarl — Der Rosenkranz — Das Trudenkreuz. — Die Uhr — Der Kalender — Geistige Schätze — Das Stiftbüchel — Die Trotteikammer — Die Kirche — Die Wiege — Das Fensterl — Der Brautstab — Das Ausnahmshäusel — Merkstabel und Merktafel — Die Totenbahr. II. Band: Glückselig Neujahr! — Heiligdreikönig — Winterspiel — Lustige Zeit! Fastnacht! — Faschingbegraben — Fasten! Kreuzweg! — Osterzeit! — Maien — Lieb Pfingsten, ein Hexensabbath! — Der Jungfrauentag — Die Sonnenwende! — Almleben im Sommer — Wald- und Wildleben — Eine Wildschützengeschichte — Der Feierabend — Sonntagsruhe — Der Hahnenschlag, eine Volksbelustigung von Einst und Jetzt — Der Leutkauftag — Kirchweih! Kirchtag! — Der Altweibersommer! — Das Winterein-

läuten — Armenbrot — Allerheiligen und Allerseelen — Das Fest der Hausehre — Die Krapfengarb — Ein Winterabend — Der Bartl und der Niklo — Advent — Die heilige Weihnachtszeit — Stefaniwasser und Johanneswein — Frisch und g'sund! Kindlauf! — Wanderzeit! — Sylvesternacht und ihre tiefen Geheimnisse — Zum Schlusse!

Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. — I. Band 243 S. + V, II. Band 256 S., III. Band 260 S. — Preßburg und Leipzig, Gustav Heckenast, 1876.

Vorwort: („Eingang") pag. I—V. Graz, im Herbst 1875.

Inhalt: I. Band. Eingang — Der Samenmann — Der Lustigmacher — Ein Waldphilosoph — Drei absonderliche Naturfreunde — Der Zillacher-Anderl — Der Drachsler-Joggel — Der Adaml — Der Schäfer von der Birkenheide — Der Wiedergetaufte — Der Seelenerlöser — Die Drachenbinderin — Der Schenker-Karl — Der Taschendrucker-Sepp — Der Prälat von Sankt Anna — Der Pfarrer im Waldschatten — Der verliebte Stefan — Doktor Wildschatten — Der Katzenwirt — Der Samer-Sim — Der versilberte Mann — Sankt Josef der Zweite — Der Vetter-Bub — Der Wolfel — Der Poldl und der Hänsel — Ein Reisegenosse auf den Vesuv — Der verzagte Steffel — Meister Klepps — Der glücklichste Mann von Graz — II. Band. Der Feuermann — Der Fremde — Der Jäger David — Wie Luzian sein Bräutchen warb — Herr Pastor Meneschild — Der Leier-Lenz — Das wilde Käthele — Aga — Das bucklige Lenzelein — Der Most-Möstl — Der Stein-Hansel — Die Braut im Walde — Die Baßgeige von Abelsberg — Seine Gestrengen! — Die Hausfrau — Die vier Gelehrten im Bauernhause — Die Godl — Der Schleuderer-Hansel — Die Schmalz-Paters — Der Wunderdoktor — Der Schmied im Berg Paul — Der Hausknecht Gottes — Der Seelenforscher — Der lachende Lipp — Meister Magnus — Der Vater von Rohrheim — Der Engländer — III. Band. Der Geldfeind — Erich in der Wildnis — Der Zenzi — Der Dorfmessias.

Oswald und Anna. Die Liebesgeschichte eines Waldpoeten. Erzählt von P. K. Rosegger. Erschien in 6 Teilen in der „Neuen Illustrierten Zeitung". Wien, Zamarski, 1876.

Streit und Sieg. Novellen. Preßburg und Leipzig, Gustav Heckenast, 1876. — I. Band 191 S. + VII., II. Band 144 S.

Vorwort: („Eingang".) V—VII. R.

Inhalt: I. Band. Der Höllbart — Das Leben siegt — Friede den Menschen. II. Band. Johannes der Liebling — Der Waisenknabe — Mein einziger Sohn — Die Norpolfahrer.

Waldheimat. Erinnerungen aus der Jugendzeit. Preßburg und Leipzig, Gustav Heckenast, 1877. — 397 S. + XI. — Herrn Wenzel Ludwig Knauer gewidmet.

Vorwort: (In Form eines Briefes an H. Knauer.) pag. I—XI. Krieglach, im Sommer 1877.

Inhalt: Als Großvater freien ging — Vom Urgroßvater, der auf der Tanne saß — Geschichten vom lieben Mond — Was bei den Sternen war — Wie ich dem lieben Herrgott mein Sonntagsjöppel schenkte — Wie das

Zicklein starb — Dreihundert vierundsechzig und eine Nacht — Verirrt in der Christnacht — Wie wir Osterfeste haben gefeiert — Bettelbuben auf der Straße — Weg nach Mariazell — Das Gespenst in der Mühle — Meine erste Fahrt im Dampfwagen — Eine Welt am Himmel — Als ich den Kaiser Josef suchte Die Geschichte von dem unglücklichen Pöll — Mitten unter Sündern — Als ich die erste Schlacht gesehen — Was es auf der Alm für Hirtenbriefe gibt — Als wir der Sennin Kind begruben — Wie es dem Speikstindl ist finster worden — Eine Rorate in der Hütte des Waldpeter — Wie der alte Markus die Leute hat bekehrt — Wie der Hartl an einem Tag die Sonne zweimal aufgehen sah — Ins liebe Graz hinein — Vom Hirtenstab zum Pflug — Das einzigemal als ich Komödie spielte — Als ich in die Welt ging — Von meiner Mutter.

Wie sie lieben und hassen. Erzählung aus den Alpen. Otto Jankes Hausbibliothek Nr. 33, 34. Berlin 1878. 128 S. mit Porträt des Verfassers in Holzschnitt.

Mann und Weib. Liebesgeschichten. Wien, Manz, 1879. — I. Band 264 S. + IV, II. Band 280 S.

Vorwort: („Geleitbrief“.) III—IV. R.

Inhalt: I. Band. Felix der Begehrte — Der Flößer-Hans — Der Herren-Sepp — Die Braut von Kain und Abel — Es reigt in Lust ein Liebespaar — II. Band. Der Hinterschöpp — Maria im Elend — Der Liebste ist mein Glaube — Hier auf dieser Straßen hat mich Gott verlassen — Als Hans der Grete schrieb.

Lustige Geschichten. Wien, Manz, 1879. — 267 S. + IV.

Vorwort: III—IV. Krieglach, im Sommer 1879.

Inhalt: I. Teil. Abelsberger Chronik: Der Bürgermeister von Abelsberg — Der Brückenwirt zu Abelsberg — Der Schulmeister von Abelsberg — Der Turmbau zu Abelsberg — Eine andere Abelsberger Kirchengeschichte — Zu Abelsberg beim Spielchen — Ein Abelsberger Kalbskopf — Eine Serenade zu Abelsberg — Zu Abelsberg das Betteln bei fünf Gulden Strafe verboten — Zwei billige Fahrgelegenheiten — Die Abelsberger der Majestät — Die Abelsberger dem Prinzen — Die Abelsberger Touristen — Ein „Mäuserlstillsein“ zu Oberabelsberg — Ein junger Abelsberger in der Residenz — Unser Pfarrer und die Herren von Abelsberg — Eine Abelsberger Heiratsgeschichte — Wie Abelsberg bekehrt worden ist — Ein Abelsberger Heutrog — Ein Abelsberger Ochse — II. Teil. Das Narrenbuch: Der scheltend' Schuster—Herr Meyer, der Belehrende — Herr Trotzkopf, der Heiratskandidat — Der Junge und der Alte — Graf Adlerstamm auf der Hahnenjagd — Studentenpulver — Eine lustige Geschichte, die traurig ausgeht — Eine andere — Naturforscher auf der Alm — Eine mit Geld — Der alte Adam — III. Teil. Schlechtes Geld: Wie aus der Katz' eine Hexe wird — Die Irrwurzen — Die Schneiderrechnung — Ein Unterschied — Einer, der noch schlauer ist wie der Zollwächter — Was ein Bittgang tut — Ein Bauernspaß — Der Mönch, der nicht lachen will — Der Schein trügt — Wie ein Kalender zu seinem Ruhme gekommen ist — Was ein böser Vogel auf dem Dache zuwege bringen kann — Vom Spießrutenlaufen — Große Herren haben große Füße — Wie der Stefan zahlen will — Von Millionen, die wir nicht gewonnen — Das freigebige Gnadenbild. — Der lustigen Geschichte Zuwage, als: Noch sechs anmutige Historien von der Wanderschaft: Wie die Leute von Sankt Thomas zu einer Kirchenmusik kamen — Junge Touristen in kleinen Gefahren — Wenn der Uhrschlüssel vermißt wird — Der Jankomichel — Eins vom Königssee — Das Hemd der Glücklichen.

Bilder von Defregger, Geschichten von Rosegger. Wien, Manz, 1880. 199 S. + IV.

Vorwort: Krieglach, im Herbste 1879.

Aus meinem Handwerkerleben. Beiträge zur Charakteristik der Älpler. Von P. K. Rosegger. Leipzig, Duncker und Humblot, 1880. 378 S. + XVI.

Vorwort: Pag. V—XIII.

Inhalt: Am ersten Tage — Robinson in der Schneiderkeuschen — Ein reisender Handwerksbursch — Vom Gesellen Wenzelaus — Der versteigerte Schneider — Das Mahl — Patrull ist da! — Das Lehrstück — Eine lederne Ster — Philosophen — Die besessene Traudel — Der Christus-Schneider — Eins zur Kurzweil — Bübchen, wirst Du ein Rekrut! — Bauernhöflichkeit — Bauerngemütlichkeit und -Humor — Bauerneitelkeit und -Übermut — Bauernaberwitz — Bauernpatriotismus — Bauernzäheit — Bauernschlauheit — Bauerntrotz — Bauernliebe und Eifersucht — Der Bauern Liebestreue — Bauernresignation — Was sich aus dem Ei entwickelt hat — Nachbild.

Vom Kreuzweg des Lebens. Novellistische Studien von Hans Malser. Herausgegeben von P. K Rosegger. Stuttgart, Levy und Müller, 1881. 279 S. + VII.



Von „Zither und Hackbrett“ bis zum „Waldschulmeister“.

Rosegger war — wenn einer Mitteilung des von Bettelheim, Foregger und Pötzl herausgegebenen Heimgartenheftes vom 31. Juli 1903 Glauben zu schenken ist — 11 Jahre alt, als er sein erstes Gedicht aufschrieb; und mit 26 Jahren erst sendete er sein erstes Buch in die Welt. Die Produktivität mag in diesen fünfzehn Zwischenjahren nicht geringer gewesen sein, als sie nachher war; man kann sich also denken, aus welchen Vorräten der Dichter zu wählen hatte. Die Vorstellungen von drei Lebensepochen hatten den Vorrat sammeln helfen und wenn nun auch die Auswahl, von Svoboda beraten, mit der peinlichsten Sorgfalt vor sich ging, so ergab sie dennoch Stoff für etliche Bände. Darum erscheinen die ersten Bücher, mit äußerlich völlig verschiedenem Inhalt, so rasch hintereinander. Darum offenbart sich ihnen aber auch nicht das Empfinden Roseggers zu einer bestimmten Zeit, es ließe sich kein Dichterporträt nach ihnen entwerfen. Das erste Buch vollends bedeutet für den Dichter nicht mehr noch minder als den Schlüssel für den Eintritt in die Literatur.

Warum wohl Rosegger zuerst mit einem Gedichtbändchen kam, dem doch so lange kein zweites folgte? War ihm die Muttersprache der Dichter, die gebundene Rede, damals noch geläufiger als die Prosa? Oder schien ihm und seinen Beratern diese Art des Eintrittes in die Welt empfehlenswerter? Kam seine Persönlichkeit in diesen Dialektgedichten am besten zum Ausdruck?

Das sind offene Fragen.

Wie bei allen poetischen Erstlingen, ist man auch bezüglich der Genesis des „Zither und Hackbrett“ auf Vermutungen angewiesen. Was fertig vor uns liegt, ist ja das letzte Glied einer Kette, denn andere Glieder unsichtbar sind. Wie viel eigenes Erleben oder nur Anempfinden in den Liedern steckt, woher die Motive kamen, wann und wo der Gedanke die schließliche Form erhielt, ob Einflüsse des Volksliedes oder der Volkssage nachzuweisen sind, darauf zu antworten ist nur selten möglich.

Von dem bekanntesten Gedichte Roseggers, dem zum Volksliede gewordenen „Ich bin jüngst verwich'n“, berichtet Dawidowsky, es sei in dem — seither berühmt gewordenen — „Speckkammerl“ zur Welt gekommen, während es Kappstein in die Schneiderzeit zurückverlegt und dem Dichter die Geschichte vom „Lehrstück“ nacherzählt.

Mit dem Woher? ist es also nichts. Fragen wir nach dem Was? — Die inhaltlichen Motive eines Liederbüchleins sind bald

hergezählt. Der Bua singt vom Dirndl, das Dirndl vom Buam, bald im Solo- bald im Wechselgesang; von den Freuden der Welt ist die Rede, von Treue und Untreue und vom Sterben und das Lied vom ewigen Werden und Vergehen tramt der Ahndl ban kloan Ahndl sein Wiagei; wie das Brot entsteht und 's Brautpfoadl und wie Liebe zuletzt mit Leide lohnt; und wie der Bauer poltert über 's Gfrött auf der Welt und ein anderer über d' Stodtleut und wie ein einsamer Alter Trost aus seinem Pfeiferl saugt. Und der Dichter streut dazwischen ernste und launige Spruchweisheit, bringt Naturbilder nach Art bäuerlicher Sinnierer in Beziehung zum Menschenleben und stellt sich endlich leibhaftig vor seine Landsleut' hin und richtet „a por Wörtl“ an sie.

„. . . . . Und bleibs ban Oltn, wanns eng gwiß
Glückli mochn konn;
Wann oba 's Neuge besser is',
So nehmts es donkbor on.
Und wos ih eng noh wünschn wollt,
Dos war wul gor viel wert:
An guatn, bravn Pforra holt,
Der 's Rechte denkt und lehrt.
Und jatzt paßts auf, jatzt kimmt erst noh,
Dos Wichtigst, miakts engs wul;
Ih bitt eng, Londsleut, schickts ma doh
Die Kinder in a Schul!
Vor Zeitn hots es freili ton,
Wann Oana nix hot kunnt,
Wer heunt nit schreibn und lesn konn,
Der is' schon auf 'n Hund. — — —“

Niemand hatte den Mangel formaler Schulung schmerzlicher empfunden als der kraft seiner Gaben aus seinem Kreise herausstrebende Waldbauernbub und unermüdlich ermahnt er in jedem Buche seine Landsleute für Schulen und Lehrer zu sorgen, bis diese Sehnsucht nach beiden endlich den Waldschulmeister gebar.

Aber auch andere Motive kehren später in verschiedener Fassung wieder, so daß sie als charakteristisch für den jungen Rosegger bezeichnet werden können.

Als Erzähler ist „Rosegger“ zum erstenmale mit dem Bändchen „Tannenharz und Fichtennadeln“ vor weitere Kreise getreten. Fragen wir nach den stofflichen Motiven, so finden wir die größte Buntheit. Im Vorwort zur 2. Auflage, Graz, Christmonat 1880 — die 1. ist ohne Vorwort ins Land gegangen — heißt es: „Geschichten und Sagen, Schwänke und Märchen, Naturschilderungen und Lyrisches sind hier ebenso vermischt, ganz wie im Kopfe des Älplers, dem das Herz nicht in die Hosen fällt, eher zu Kopfe steigt und so den Dichter macht“.

Die Dorfgeschichte im engeren Sinne ist eigentlich nur mit zwei Nummern vertreten, im „Annamiadl“ und im „narrischen

Sannerl“. In der ersten soll die Liebe eines reichen Bauernsohnes zur armen, braven Pechorertochter zu einem gedeihlichen Ende geführt werden; eine Dilettantenarbeit, die in ihrer Häufung von Schauereffekten und Unwahrscheinlichkeiten das Talent des Erzählers kaum noch ahnen läßt. Dafür ist die Geschichte vom „narrischn Sannerl“ gleich ein Meisterstück. Ein blutarmes, aber glückliches Paar; der Mann — ein Holzknecht — stirbt plötzlich; sein Weib wird darob wirr im Kopfe; das Grab ihres Mannes ist ihr Lieblingsplätzchen; von dem verdrängt sie die Leiche des reichen Verwalters und als man mit brutaler Ungerechtigkeit ihrem Waldl die letzte Ruhestätte nimmt, — tut sie sich ein Leid an. Ein dramatischer Einakter von erschütternder Tragik; von einigen Stücken des „Wanderleben“ abgesehen, ist solches dem Dichter nicht allzuoft mehr gelungen.

Die Typen darstellende Skizze ist, in dem sie uns in zwei Mägden den eigentümlichen Reichtum des Seelenlebens dieser Naturmenschen vorführt, sehr glücklich vertreten in den Stücken „D' Schwoagerin und die Kua“ und „An oams Deanstmensch“. Im ersten[1]) erzählt eine Sennerin in böser Gewitternacht der Kuh, die sie melkt, ihre Lebensgeschichte, im zweiten eine arme Dienstmagd dem Dichter im Eisenbahnwagen die Geschichte ihres Liebens und Leidens. — Fünf Reisebilder führen den Landsleuten die Schönheiten der obersteirischen Heimat vor Augen. Deutlich kann man hier beobachten, wie dem Dichter alles, auch die Beschreibung einer Landschaft, zur Erzählung wird. Mit reifer Kunst betätigt sich Rosegger gleich in seinem ersten erzählenden Büchlein auf dem Gebiete der Travestie. Biblische Geschichten oder griechische Sagen ganz und gar vom Standpunkte eines bäuerlichen Geschichtenerzählers zu schauen, sie in steirisches Kostüm zu kleiden und sie mit bäurischem Witz und bäurischer Derbheit, aber auch mit Gemüt und Naivität vorzutragen, diese Kunst ist in den beiden Stücken „Ähndl Noah“ und „Voder Abraham“ zu hoher Vollendung gebracht. So mögen des Dichters Mutter oder die Großmutter dem kleinen Peter biblische Geschichten erzählt haben. In den beiden folgenden, „Hochzeit zu Kana“ und „Die droschnen Drescha“, überwiegt das Derbkomische und die beiden griechischen Sagen nehmen sich im Steirergewande doch ziemlich fremdartig aus — sie sind übrigens gute Vorläufer der späteren steirischen „Londsgeschicht“. Treu wiedergegebene Erinnerungen an die geschichtenreichen Winterabende im Elternhause oder in anderen heimischen Bauernhöfen dürften die beiden Märchen („'s Nodakrandl“ und „Da Schneider und die drei Riesn“) sowie die zwei Legenden vom Troatholm und vom Tannenbam sein; desselben Ursprungs sind wohl auch die 3 Lokalsagen vom schreienden Kind im Gansstein, von der wider die Türken fechtenden heil. Kathrin und von der Entstehung des Namens Unzmarkt, sowie die 7 Schnurren vom Dekaveitl, vom Hosenknopf-Jocherl, vom Pforrer sein Fiderl, vom Heansteignbaschtl, vom frumma Schuasta vom Stroholm und vom neidigen Baur.

Der erzählende Teil des Büchleins, das also zum größten Teile Aufzeichnung gehörter Mären ist und den scharfen Beobachter und Zuhörer zeigt, schließt mit drei autobiographischen Skizzen. Die Geschichte des eigenen Lebens aufzuschreiben, die Alpler Jugendjahre durch Mitteilung sich selber gegenständlich und zu einem unverlierbaren Besitztum zu machen, das gehört ja zu Roseggers ersten Stoffen. Eine Selbstbiographie war fertig, als der Student sich zum erstenmale Hamerlings Urteil über seine Schriften erbat.

„A Sunter auf da Kriegleroim“ ist eine Erinnerung an die Zeit, da seines Vaters Haus noch feststand und viele Knechte und Mägde beherbergte, deren sonntägliches Tun und Treiben Rosegger hier so prächtig schildert. Das versunkene Alpl steht vor uns auf, wenn wir (pag. 101) von den fensterlnden Buabn lesen. „— — Und noch zwölfe toaln sich die Buabn — da Hiasl geht zan Rieglbarn, da Joggl zan Knitla, da Tonerl zan Zissla, da Peda zan Hoanbarn, da Holdabua zum Grabla Kathl — — da Wastl zan Ofenberga — — —.“ Zur Zeit, da dieses Büchlein in die Welt ging, war übrigens das Walddorf noch nicht verschwunden und daß solches Abkonterfeien den engsten Landsleuten des Dichters nicht gerade angenehm gewesen sein mag, ist leicht zu begreifen. — „Der Schneidapederl“ zeigt uns Rosegger in seinen letzten Schneiderjahren, da Peter eigentlich schon mehr Büachlmocha war denn Schneider und „A schöne Gegend“ führt uns in die unmittelbare Gegenwart: wie die Kluppeneggerleut langsam, aber unaufhaltsam zu Grunde gehen, wie sie leiden und wie das dem fernen Haussohne, der nicht helfen kann, wir a Stoan auf'n Herzen liegt. Der Roman, „die Einöde“ ist hier schon im Keime vorhanden und seine erschütterndsten Szenen übertreffen an Wirkung nicht die Erzählung, wie die alten, gebrechlichen Eltern des Dichters von dem nunmehrigen Eigentümer des Klippeneggerhauses, bei dem sie nun im Dienst sind, in wilder Regennacht ausgesperrt werden:

„Da jung Baur is gor a zwidera Mensch, der mocht nit auf und ba da sen Tür, wo s' dreiß'g Johr und länger aus und ein gonga sein und wo s' g'haust und goabat hob'n früa und spot fü' d' Hoamat und fü' die Kinda, wo die Oamen viel tausend Vergeltsgott niedag'legt hob'n auf die Türschwell'n — do steh'n s' hiazt selber in eahnan old'n Tog'n in Regen und Wind und klopf'n an. A groba Fluacha rump'lt ban Fenster außer, oba die Tür bleibt fest zua.

Kronk und valoss'n wonk'n die oamen, old'n Leut in Stall eini zan Viach, selm leg'n sie sich auf's Stroh. So kolt is eahnar und so schwar und trauri z' Muat: long denk'n s' noch auf eahnere Kinda — auf d' leßt kimmt doch der Oamen besta Freund und druckt eahna d' Aug'n zua. — — —“

Merken wir hier das verhaltene Weinen von Heidepeters Gabriel, so meldet sich in der das Buch schließenden Ansprache an die „Schulkomarad'n, Nochbarsleut und Bekannte dahoam“ wieder der künftige Waldschulmeister zum Worte. Freilich noch

nicht der ganze Andreas Erdmann, sondern von dem nur der Schulmeister in des Wortes engerem Sinne.

Rosegger hält es für geraten, seinen Landsleuten das Lernen und Forschen auf das dringendste ans Herz zu legen. „Möchads es dann gor nit wissen, wir und wos und worum dös Olls is?! — Geh, Londsmonn, pocks on! Bist ja schon old gnua und g'scheit gnua — ih muaß 's ah wiss'n! sullst da denk'n und einikruichn muaßt in Hauf'n und a Büachl herreiß'n und fest lerna — — — — und so studirst weiter und weiter und nochha kimmst d'rauf, wos d' in dein Dummheit für an Unsinn glaubt host."

Dieser aufklärerische Zug erinnert stark an Franz Michael Felder, nur daß Felder, auf dem Dorfe lebend, Aufklärer blieb sein Leben lang, während Rosegger ein Städter wurde, daher zum Bauernleben kraft des Gesetzes des Gegensatzes ein immer sentimentaleres Verhältnis gewann und seinen anfänglichen Rationalismus später über dem Konservativismus vernachlässigte.

Zu jener Zeit gab der steiermärkische Volksbildungsverein in Graz eine Broschüre heraus: Ein Weihnachtsgruß, den Bewohnern armer Hütten, stiller Höfe und friedlicher Dörfer dargebracht von P. K. Rosegger. Der Verfasser gehört da seiner Meinung nach ganz zu den Stadtleuten und sendet seinen in der Finsternis der Unwissenheit tappenden Landsleuten den guten Rat, den Geist auszubilden, „in dem eine unbezwingliche Kraft steckt, eine Kraft, welche eine ganze Welt und was noch mehr ist, unsere bösen Leidenschaften zu beherrschen vermag." Die altväterische Sitte des „Rauchengehens" am heiligen Abend zur Dämmerstunde, den Gebrauch des „Stephaniwassers", die volkstümlichen Fabeleien von der Christnacht (vom Schatzheben, vom Reden des Viehes) — alles das wird vom Standpunkte der Vernunft auf seinen Widersinn hin geprüft und verworfen.

Verkörpert hat sich dieser Rationalismus in der Gestalt des ersten Rosegger'schen Waldschulmeisters Franz Wiesner, (Des Lehrers Weihnacht. Geschichten aus Steiermark) der an die Wand des Gemeindeschulhäuschens geschrieben hatte: „Bildung macht frei!" und wegen seiner Bekämpfung des Aberglaubens von den Dörflern verjagt wurde.

Einige andere Motive, die uns heute einen Ausblick auf Späteres gestatten, mögen kurz angedeutet werden. Wenn der Bauer die Geschichte von Abraham erzählt und die Mutter Sarah, nachdem ihr Mann den Befehl erhalten hat, seinen Sohn zu opfern, sagen läßt: „Hon ollaweil gmoant, der Obere do wa guat und gscheit, oba wer dös von rechtschoffne Eltern valonga konn, der hot koan Vastond und ka Herz im Leib" — so enthält dieser Ausbruch der Mutterliebe auch ein bischen vorlaute Kritik.

Demokratische Tendenz enthält die Geschichte vom narrischen Sannerl, (. . . „n Vawolda hobn s' einglegt in 's fremde Grob. 's guldane Kreuz steht freili schön dabei, hinta da Kirchn, konnst lesn drauf, wos dös für a hochgeborna Herr, und wos er olls

gwen is. Oba se steht nit dabei, se hobn s' vagessn, daß er sei leßte Ruahstott an oamen Häusler weggenomma hot und wer dabei zsommbrochn is — —"), die Erzählung des Bauern, wie er auf der Zellaroas n Kaisa 'gsehn hat und die Schimpfrede des hantigen Bauern: (pag. 169: A hantiga Baur.) „So oft noh a Kriag wa, hobn s die Großschädl ton! Um zehntausend Leutl gehts eng jo nit zsomm, Wann s nur a schön Kreuzl aufn Jöppl kinnts hobn!" — Das sagt zwar der hantige Baur, aber der Verfasser der Büchleins läßt die Zeile gesperrt drucken.

Seine künftige Bedeutung als Humorist empfindet Rosegger, wenn er in der Abschiedsrede sagt: „Wie ich sog, ich bin in traurin Leute nit feind, und wann ich s' tröstn konn, so tua n ihs — oba die Lustin hon ich noh liaba und an iadn Locher und an iadn Jauza fong ich noh in da Luft o und hebn fleissi auf, in mei Herztrüherl ein."

Eine schöne Studie zu dem späteren herrlichen Dialektgedicht „Mei Voda" ist das zum Geburtsfeste des H. Peter Reininghaus (2. Okt. 1869) verfaßte und dem Vater des Dichters in den Mund gelegte Gratulationsgedicht „Mein olda Voda ban neugn".

Nach dieser Analyse des Inhaltes des in Rede stehenden Büchleins erübrigt noch, einen Blick auf die Form der Erzählung zu werfen.

Rosegger hat das Büchlein wohl zunächst für seine Landsleute geschrieben und darum ist überall die Situation anzunehmen, daß die Geschichte von einem bäuerlichen Erzähler einem bäuerlichen Publikum erzählt wird. Darum sind die Formen der echten, volkstümlichen Dialekterzählung, wie sie in den Waldbauernhöfen so prächtig gedieh und noch gedeiht, durchaus festgehalten. Das Tempus ist das Praesens, selten das Perfekt und die handelnde Person wird außerdem durch die Apostrophe in unmittelbare Nähe gerückt. Dieses direkte Anreden hat namentlich bei bewegter Erzählung entschieden dramatisierende Kraft.

Manchmal ist der Rahmen für die Erzählung vom Dichter selbst angegeben: Die Zellaroas erzählt der Bauer, der sie gemacht hat, den Seinigen, das Kapitl vo die oldn Griachn der Bauer oder der Altknecht (Moar) dem Jungen beim Rübenschälen, das Märchen van Schneider und den drei Riesen an einem Spinnabende, die Sage vom Gansstein der Vater seiner bräutlichen Tochter. Die Geschichte von der armen Dienstmagd läßt sich der Dichter von dieser selbst vorerzählen. Aber auch bei den andern hat man sich in die oben angegebene Situation zu versetzen; immer gibt es einen Rapport mit dem Publikum (Anrufe: „Mei Bua" u. a) Als Erzähler in eigener Person tritt der Dichter nur in den drei letzten, das Buch „Waldheimat" ankündigenden, biographischen Skizzen auf.

Das Volksleben darzustellen, dazu eignen sich alle möglichen Formen der Prosaliteratur, vom Roman bis zur kulturgeschichtlichen Abhandlung, von der vollständigen Wiedergabe der zu schildernden

Sitten und Gebräuche durch Erzählung von Begebenheiten bis zu der von epischen Motiven völlig freien Darstellung des Ethnographen. Letzteres ist Rosegger nie gewesen und nie geworden, aber in allen anderen Formen hat er das große Thema, das Leben eines der Welt bis dahin ganz unbekannten Volksstammes darzustellen, mit Meisterschaft behandelt.

Was die Darstellung von Sitten und Gebräuchen mittelst der Erzählung angeht, so hat man hier wieder zweierlei zu unterscheiden: 1) Der Stoff der Erzählung ist ein volkstümlicher, ist dem Dorf- und Waldleben entnommen, die Form aber eine beliebige; es wird von dem Talente des Dichters abhängen, seine Sprache durch Wahl und Anreihung der Worte, also lexikalisch und syntaktisch, seinem Stoffe anzupassen — oder 2) Die Form der Erzählung ist volkstümlich, der Stoff aber ein beliebiger. Bauern, Holzknechte u. dgl. erzählen etwas, wobei sie sich wieder ihrer echten Mundart oder eines vom Dichter ihrer Mundart genäherten Hochdeutsch bedienen können. Was sie erzählen, ist für den in Rede stehenden Zweck gleichgiltig, ja, je weiter ihr Stoff von ihrer Ausdrucksweise entfernt ist, je mehr sie ihn also ihrem Vorstellungskreise anpassen, ihn kostümieren müssen, desto besser wird sich volkstümliches Denken, Volksleben in ihren Erzählungen kundtun.

In diesem Sinne also ist das Büchlein „Tannenharz und Fichtennadeln“ für den aufmerksamen Leser eine treffliche Darstellung mancher Eigentümlichkeiten des steirischen Volkslebens.[2])

In seinem nächsten Buche „Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande“ hat sich Rosegger mehr dem anderen Ende dieser Darstellungsmöglichkeiten genähert, der kulturgeschichtlichen Skizze. Die Schilderung überwiegt, hie und da sind Typen als Vertreter eines Brauches vorgeführt, mitunter aber bricht die Erzählernatur hervor und die Sittenschilderung verdichtet sich zu einer kleinen Dorfgeschichte.

Den Obersteirer will Rosegger seinen Lesern vorführen, seinen Landsmann im engeren Sinne des Wortes, von dessen Leben er ja jede Phase kennt. „Ich habe gesehen, wie meine Landsleute die Hauptmomente des Lebens feiern, ich hab' sie geschaut im Taumel der Leidenschaft und in den Tagen der Trübsal; ich hab' sie belauscht in den stillen Stunden des Glückes; ich bin ihnen gefolgt durch die Jahreszeiten von einem Feste zum andern. Und endlich hab ich beobachtet, wie sie miteinander leben und wie jeder einzelne sein Dasein fristet, da oben in den unwirtlichen Bergen. So habe ich den Steirer kennen gelernt, wie er leibt und lebt, denkt und spricht, scherzt und singt, wie er fromm ist und sündigt.

Und so will ich es denn versuchen, durch dieses Buch mein halbvergessenes Völklein hinzustellen vor das große Vaterland, nicht geschmückt und idealisiert, sondern ganz wie es ist“.

In dieser Hinsicht will also Rosegger nicht Dichter, sondern Ethnograph sein. Das ist die Basis geworden für seine Dorf-

geschichte. — Die Bilder sind scharf gesehen und scharf umrissen — aber ein klein wenig mit Liebe retouchiert.

Die Anordnung der 35 Stücke dieses Buches ist die: der Verfasser zeigt uns, nachdem er uns über seinen Stoff im allgemeinen orientiert hat („Wesen und Walten des obersteirischen Landmannes im allgemeinen“), wie der Obersteirer sein Haus baut („Zum Haussegen“), wie es bei seiner Geburt, Hochzeit und bei seinem Tode zugeht („An der Wiege“, „Am Traualtare“, „Am Sarge)“ und führt uns dann durchs Bauernjahr. Volkstümliche Eigenheiten zeigen sich naturgemäß weniger bei der Arbeit, als bei der Gottesverehrung und bei den der Gottesverehrung folgenden Vergnügungen. Darum geben die kirchlichen und bäuerlichen Feiertage für diese Sittenbilder den Rahmen ab. Bei strenger Arbeit werden die Bauern nur einmal — beim Futtermähen — vorgeführt und da ist es eigentlich auch schon Feierabend. Trefflich reiht sich an diese Skizze die Beschreibung des den bäuerlichen Reichtum bewahrenden Feldkastens. Hier offenbart Rosegger zum erstenmale seine heute unerreichte Meisterschaft in der Schilderung gewaltiger Naturerscheinungen. Es ist zu zeigen, wie die Schirmtanne, unter deren Asten der Feldkasten steht, die treue Wächterin bäuerlichen Wohlstandes ist und den Blitz auffängt, der jenen zu vernichten droht Das gab Anlaß zu einer Gewitterschilderung, die an Stimmungsgehalt und Naturtreue kaum mehr zu überbieten war. In ihr dürfte die bange Erinnerung an jenen 13. August 1855, der seines Vaters bescheidenen Wohlstand für immer zu Grunde gerichtet hat, festgehalten sein.

Die letzten zehn Stücke verlassen den geraden Weg des Bauernjahres und geben uns Züge aus dem Leben des Kleinbauern, der Dienstboten und Handwerker, der Holzknechte, Jäger und Wildschützen. Das Leben der letzteren hat der junge Dichter auf einer Fußreise, die er im August 1869 in die Niederen Tauern unternahm, gut kennen gelernt. Die Eindrücke dieser Wanderung scheinen für Rosegger noch in vieler Hinsicht fruchtbar geworden zu sein. Bemerkenswert ist das Schlußwort dieses Reiseberichtes (pag. 229): „So leben sie, die Menschen dort oben, in ihrer eigenen Welt voll Ursprünglichkeit und düsterer Größe — kalt und abgeschlossen für alles, was uns erfreut und beseligt. Mit finsteren Blicken haben sie mich beherbergt und doch gastlich. Ich habe ihnen für die großartigen Eindrücke, die ich mitnahm, nichts zurückgelassen, als einen Wunsch: Für euch, ihr Männer des Waldes, sind die dunklen Hütten, in denen ihr wohnt, gut genug, aber eueren Kindern bauet feste, lichte Häuser — Schulhäuser!“

Eine andere Wandererinnerung („Eine Waldwanderung“) teilt dem Leser die Sitte der Merkstabel mit. Bei dem nächsten Stück, dem „Sohn des Waldes“ sehen wir, wie bei Rosegger immer in einem Buche schon der Keim zu einem folgenden steckt, hier zu den „Sonderlingen“. Das Stück gibt sich auch als ein Reiseerlebnis des Dichters, das vielleicht für den Zweck, einen Sonderling zu schildern, den die Furcht vor dem Soldatenleben ins Hochgebirge

getrieben und dort zum menschenscheuen Wilden, zum Halbnarren gemacht hat, etwas zurecht gerichtet wurde. Die Skizze findet sich mit einigen Veränderungen später [in der Hartleben'schen Ausgabe] in den Sonderlingen als „Der Wiedergetaufte."

Den Beschluß macht „eine Mär' meinem Volke zu Preis und Ehr'!"

Auch dieses Buch kann nämlich Rosegger nicht aus der Hand geben, ohne seinen Landsleuten, zu deren Ehre es doch geschrieben ist, zuzurufen: „Bauet Schulen im Lande!" Diesmal bringt er die Mahnung gleichnisweise. Er erzählt — möglicherweise angeregt durch Stifters „Kalkstein" — vom reichen Steinwaldsepp, der als Geizhals verschrieen ist, aber nur sein Leben lang spart, um auf der Steinhalde schließlich ein Schulhaus bauen zu lassen. „Ernten werden unsere Kinder nach 40 Jahren" — ruft er seinen Nachbarn zu. —

Diese „Sittenbilder" sind 5 Jahre später in einer zweiten, auf das Doppelte des Umfanges vermehrten Auflage erschienen und hießen dann „Das Volksleben in Steiermark in Charakter und Sittenbildern."

Der Stoff ist auf 2 Bücher verteilt. Der Verfasser ist sich der Unmöglichkeit bewußt, seinen Stoff nur annähernd erschöpfen zu können, strebt aber doch eine relativ größere Vollständigkeit an. Das erste Buch „Das Haus" schildert in 22 großenteils neuen Stücken das Leben des Jackelländers, wie es sich innerhalb seines Gehöftes abspielt; das zweite, „das Jahr", in 34 meist aus den „Sittenbildern" — nach Vornahme größerer oder kleinerer Veränderungen — aufgenommenen Stücken das Leben im Rahmen des bürgerlichen Jahres. Was die Form der Darstellung angeht, so schien es dem Verfasser in vielen Fällen — öfter als in den Sittenbildern — am zweckmäßigsten [vgl. Einleitung IV], typische Gestalten hervorzuheben und in sich abgerundete Lebensbilder zu zeichnen. „Ich habe in meinen Schilderungen häufig die Form der Erzählung angenommen und hatte es hierin leicht, Charaktere darzustellen, mit denen ich im persönlichen Verkehre gestanden, Geschichtchen und Auftritte zu erzählen, die tatsächlich vorgefallen sind und vorfallen können. In solcher Weise glaubte ich, die wesentlichen Eigenarten meines Volkes am besten plastisch zum Ausdrucke zu bringen."

Das Buch hat aber noch einen anderen Zweck als den, die große Welt mit dem Volksleben in Roseggers engerer Heimat bekannt zu machen. Dem Dichter ist bereits klar geworden, daß die Zeiten seiner Waldheimat im Verschwinden, ihre Zustände in Auflösung begriffen sind, — und will nun jene alten Sitten und Gebräuche, die nun immer mehr verblassen und verfälscht werden, in seinem Buche wie in einer Chronik festhalten. Darauf beruht der kulturhistorische Wert des Buches. —

Die große Veränderung vollzieht sich vor des Dichters Augen. Er wünscht sie nicht mehr herbei, wie in jenem Weihnachtsgruße, er sieht ihr aber auch noch nicht mit blutendem Herzen zu wie später;

er konstatiert die Veränderung, ohne bestimmte Werturteile abzugeben. — Schuld an ihr ist mancherlei; vor allem — Rosegger sagt das nicht ausdrücklich, aber er weiß es — neben der Eisenbahn und der allgemeinen Wehrpflicht — die Neuschule.

Er betont noch immer ihre Notwendigkeit; aber er gibt zu, daß die höhere Bildung dem Bauernstande manche Kraft entfremde (pag. 4), daß der besser Unterrichtete über den beschwerlichen, mißachteten Bauernstand hinausstrebe. Er kennt die „fast elementare Abneigung der Bauern gegen Schule und Welt", aber er schilt sie nicht, er erklärt sie; er weiß, daß für vieles, was jetzt fällt, der Geist der sogenannten fortschrittlichen Zeit keinen Ersatz zu bieten vermag. Selbst den früher so tapfer bekämpften Aberglauben (Segnen der Felder mit Weihwasser, Osterfeuer, das Windfüttern etc.) weiß er zu entschuldigen. „Wer kann sagen, wo der Gottesdienst aufhört und der Götzendienst beginnt?"

Und darum freut er sich am Ende des Buches zwar noch immer, daß der Steinwaldsepp eine Schule baut. Aber er freut sich nicht mehr so laut wie früher — die Freude ist bedingt: „Es sind bedeutsame Jahre. Schwer und krampfig vollzieht sich der Übergang. Die Stürme der Zeiten werden dahinbrausen. Gott schütze meine steirischen Landsleute, daß sie von ihrer Urtümlichkeit das Gute und Sittige bewahren, die bösen und schädlichen Elemente ausscheiden, die welterlösenden Ideen der Menschheit in sich aufnehmen. Der walte im Lande das Gesetz und im Hause die Erziehung."

Die Ausgestaltung von Älplertypen zu Helden der Dorfgeschichte, von Sitten und Gebräuchen zu Handlungen, kurz von „Sittenbildern" zu „Geschichten aus Steiermark" war für einen Sittenschilderer wie Rosegger eine notwendige Konsequenz. Anderseits hatte Rosegger mit den „Sittenbildern" seinen Lesern die äußere und die innere Welt der obersteirischen Waldmenschen erschlossen und dürfte nun ein tieferes Verständnis für Lebensbilder aus dieser Welt erwarten.

1871 erschien also ein Band Novellen „Geschichten aus Steiermark" bei Gustav Heckenast in Pest. Das Buch war ein Jahr früher fertig, wurde aber von den durch den Ausbruch des Krieges beunruhigten deutschen Verlegern abgelehnt. — Rosegger ging nach Ungarn und ist so auch in geschäftlichem Sinne Stifters Nachfolger geworden.*) Das Manuskript scheint nach Heimgarten II. 621 zu schließen, acht Stücke enthalten zu haben; eines davon, „Der Waldprozeß", mißfiel dem Verleger, von dessen hohem Kunstverstande die Kritik dieses Novellenbuches ein schönes Zeugnis gibt, und dürfte durch „Des Lehrers Weihnacht" ersetzt worden sein.

*) Vgl. den schönen Nekrolog „Gustav Heckenast" Heimgarten II. 618 ff.

Das Vorwort zu dem Buche ist sehr bescheiden. Rosegger nennt seine literarischen Versuche einfach und harmlos und nimmt nur eine genaue Kenntnis des Lebens der Älpler für sich in Anspruch. Er rühmt das Wesen dieses Volksstammes und findet den Moment gerade geeignet, mit volkstümlichen Schriften und Dorfgeschichten hervorzutreten, „da sein Volk sich eben aus seiner Geistesträgheit aufzuraffen und sich den fortschrittlichen Interessen der Zeit zuzuwenden beginne“, einer Zeit, „in welcher die politischen, sowie die kulturhistorischen Schwerpunkte mehr und mehr ins Volk fielen und in welcher die Humanität mit aller Anstrengung auf das Wohl des Volkes hinarbeite.“ Noch fühlt er sich als Studierender, dem sein Streben die Kraft verleihen möge, die nötig sei, „ein solches Volk in seiner ganzen Wahrheit künstlerisch darzustellen“, aber ein festes Vertrauen auf sein Können läßt ihn hoffen, „seiner Zeit zur Ehre seines Volkes und zum Besten der Literatur Würdiges zu leisten.“

In diesem Zusammenhange kommt es vor allem darauf an, festzustellen, welche Motive, welche Stoffe der Verfasser in Novellenform verarbeitet hat. Es sind durchwegs Waldheimat- und Studienerinnerungen. Die vielgerühmte Erzählung „Das Holzknechthaus“ eröffnet die Reihe. Stoff: Den strengen Baron Franz von Scharfental jagt ein furchtbarer Schneesturm in die Hütte des armen Holzknechtes Mirtl, den jener kurz vorher wegen einer kleinen Wilderei auf zehn Tage hatte in den Kotter stecken lassen. Das Holzknechthaus, in welchem inzwischen auch die hochbetagte Mutter des Mirtl gestorben ist, wäre mit seinen Bewohnern im Schneegrabe erstickt, hätte nicht Mirtl nach seiner Freilassung mit anderen gerade noch zur rechten Zeit Rettung gebracht. — Etliche Motive dieser Erzählung kehren mehrmals bei Rosegger wieder und dürften also ein bestimmtes Erlebnis zur Voraussetzung haben. — a) In den „Sittenbildern“ erzählt Rosegger von einer im August 1869 unternommener Wanderung in die Niedern Tauern, wobei ihn ein Unwetter in einer Holzknechthütte zurückgehalten habe. Und in den zwei Jahre später erschienenen „Gestalten“ lesen wir (pag. 149), daß der Verfasser einst zur Herbsteszeit drei Wochen lang im Hochgebirge bei einem Köhler eingeschneit gewesen sei — wohl nur eine romantische Übertreibung jenes Reiseerlebnisses von 1869. Da erzählt (pag. 152 ff)*) er eine Geschichte aus den Sölkeralpen — von ihrem Grundmotiv, der Sage vom ewigen Juden, wird noch die Rede sein — wie ein Gutsherr in wilder Wetternacht in eine Kohlenbrennerhütte kommt usw. b) Dieser harte, fluchende Gutsherr, der schließlich, wenn er das Leid, das er anderen gemacht, am eigenen Leibe erfährt, mürbe und wohltätig wird, ist eine stehende Figur in Roseggers Erzählungen. In der Analyse der „Einöde“ werden wir ihren Ursprung zu ermitteln suchen. c) Das Sterben im Waldhause ist eine Waldheimaterinnerung — man denke an den Meisensepp — und liegt später einer der schönsten Erzählungen Roseggers zu Grunde, den „Harfenspielern.“

*) Vgl. „die Älpler“ (H) pag. 25 ff.

Rosegger tritt als wahrhaftiger Geschichtenerzähler auf; für die Wahrheit des Erzählten gibt er ganz nach altdeutscher Manier gern amtliche Belege, Quellen. Hier ist es eine Urkunde, die sich auf der Rückseite eines im Schlosse Scharfental hängenden Gemäldes befindet und jene Szene darstellt, wie der Holzknecht als Retter in die Hütte kommt und die Seinigen und den Baron wiedersieht.

Das „Holzknechthaus“ wurde unverändert in das Buch der Novellen I. (Hartleben) aufgenommen. Eine hübsche Variante davon ist die Erzählung „Der liebe Gott zieht durch den Wald“, Buch der Novellen III. (Hartleben).

In der „Alpenhütte“ schlägt Rosegger eines seiner Lieblingthemen an, vom Unfrieden der Welt und dem Frieden der Bergeinsamkeit. Stoff: Ein weit gereister, vom Mißgeschick verfolgter Seefahrer lernt auf einer Gebirgswanderung den Frieden des Almlebens kennen, sucht ihn im nächsten Jahre wieder auf und gibt sich ihm in übernächsten ganz zu eigen. Dazu tritt das Motiv von der verlassenen Sennerin, der „kalten Braut“ — wir kommen bald darauf zurück — und vom Soldatenflüchtling, dem Halterbubn.

Die Gestalt der Sennerin ist realistisch in des Wortes bestem Sinne, der alte Seefahrer hat Züge Stifterscher Gestalten; die Erzählung aber ist zu sentimentalisch geführt, weshalb sie wohl auch für die Neuausgabe [H.) nicht mehr in Betracht kam.

„Genovefa“. Als Rosegger ein kleiner Junge war, geschah es einmal im Hochsommer, daß der schier unübersehbare Filnbaumwald, der bis an die Fenster seines Vaterhauses reichte, zu brennen anhub. Das gab nun für 30 Jahre fruchtbare Kornfelder — heute freilich ist alles wieder verwaldet. Die Erinnerung an dieses furchtbare Geschehnis schuf die schöne Waldgeschichte „Genovefa“. In der Waldheimaterzählung „Als die hellen Nächten waren“ (Waldheimat I. [Hartleben] 220 ff.) wird auch mitgeteilt, daß manche Leute von der schweren Arbeit, der Ausbreitung des Feuers Einhalt zu tun, halbverbrannt davongetragen wurden und daß der Knecht Markus der Fleißigsten einer war. Nun ist das novellistische Gerüste schnell fertig: Der alte Knecht Gregor ist zufällig die Ursache des Waldbrandes geworden, verunglückt beim Rettungswerke und büßt seine Unachtsamkeit mit einem qualvollen Tode. Sein Gespons, die alte Genovefa, seht ihm im Tode bei und hält sein Andenken in Ehren. Beider Dienstherr ist der durch den Waldbrand arg geschädigte Grübner, ein Wüterich, der seinem treuen Knechte noch im Tode flucht und vor dessen Jähzorn auch eines Tages das eigene Kind die Flucht ergreift. Es erfriert im Brandkorn und wird halbverwest bei der nächsten Ernte gefunden. — Woher hat Rosegger das Motiv des fortgelaufenen Jungen, das so oft in seinen Erzählungen wiederkehrt? Auch der Waldbauernbub fürchtete sich sehr vor seinem strengen Vater (Vgl. „Ums Vaterwort“, Waldheimat I. 52 ff. [Hartleben] und mag, wanderlustig wie er war, manchesmal den augenblicklichen Einfall ge-

habt haben fortzulaufen. Freilich ist diese Parallele nur mit großer Vorsicht zu ziehen.

Das Stück wurde unter dem Titel „Der Waldbrand“ in die Feierabende II. 308 ff (Hartleben) aufgenommen.

„Die letzte Fichte.“ Stoff: Der alte Lerchrinner hat seinen schönen Wald gemordet, hat dabei vier Kinder durch Unglücksfälle verloren und vermeintlich den Gewerksherrn um tausend Faß Kohlen betrogen. Alles das macht ihn hintersinnig. Doch das Glück seines letzten Kindes, die Gewissensberuhigung durch den Gewerksherrn und das neue Bäumchen, das aus dem Stumpfe der letzten Fichte aufsprießt, machen seinen Geist wieder frischer und es wird ihm noch ein seliges Ende. — In den Hauptmotiven begegnen uns wieder Erinnerungen an Selbsterlebtes. Das Sprichwort „Bauer und Baum gehören zusammen“ ist in der Heimat des Dichters ganz und gäbe. (Vgl. „Der Lindenbauer“, Gestalten pag. 281 ff.) In den Betrachtungen beim Kohlenmeiler klingt sinniges Kinderträumen nach: „Mitten in der wunderbaren Werkstatt der Natur, mitten in Waldesgrün und Sonnenglühn, mitten im Wasserrauschen und Vogelsang — mitten im Leben und Weben, und doch einsam steht der glühende Kohlenmeiler. Wie das Gold und die Unschuld, so rein glüht das Feuer in seinem Innern, im Herzen; weiß wie das Bild der Freude und Seligkeit entringt sich der Rauch seiner glühenden Geburtsstätte und steigt langsam und still gegen das Blaue des Himmels auf! So denke sich der Glaube den Geist, welcher der heiß kämpfenden Brust entflieht — aufwärts, aufwärts!“

Des vermeintlichen Betruges am Gewerksherrn hatte sich Roseggers eigener Oheim schuldig gemacht — wenigstens erzählt es sein Neffe, Heimg. 28, 255 ff.; ein Hinsiechen, wie das der beiden alten Lerchrinnerleute hatte Rosegger, der liebevolle Sohn, blutenden Herzens miterlebt; und endlich, seine gute Mutter war ein Köhlerskind wie Sali, des jungen Lerchrinners Schatz und des alten Trost. Der kindlich zärtliche Ton der ganzen Erzählung, der sich mitunter, z. B. in der Schilderung von des jungen Lerchrinners Liebeswerben, der Wohltätigkeit des Gewerksherrn oder in der Charakteristik der Schnadahüpfln („natürlich und sinnig und heiter und schuldlos“) zu einer gewissen, schwächlichen Sentimentalität verflacht, läßt das Stück als ein sehr frühes Produkt des Erzählers erkennen. Die Doppelhochzeit — die Alten feiern nämlich die goldene — gibt Anlaß zu einer Sittenschilderung.

Das Stück ist ohne wesentliche Veränderungen in die Sonderlinge, „Der Baumtod“ pag. 361 ff. (H.) aufgenommen worden.

Der „Lex von Gutenhag“ verdankt den Institutserinnerungen aus der Grazer Akademiezeit sein Dasein. Stoff: Der verwöhnte, störrige Großbauernsohn aus dem Oberlande bringt ein Jahr als Pensionär in einer landwirtschaftlichen Schule zu und wird durch den Einfluß der Schule, durch sein Heimweh und durch einen lieben Freund von seinen Untugenden befreit. — Das Produkt scheint seinem Autor lieb geworden zu sein; es hat sich nicht

nur in die Gesamtausgabe hinüber gerettet, sondern ist auch in verschiedenen Sonderausgaben erhalten — trotzdem es eigentlich Roseggers erste Entgleisung bedeutet. Rosegger ist mit seinen Mitschülern, auch mit einzelnen von ihnen, nicht in dem Maße seelisch verwachsen, daß er einen Stoff auf diesem Milieu kurz nach dem Verlassen desselben schon künstlerisch hätte meistern können. Am besten geriet noch die Figur, wo die Dankbarkeit dem Dichter die Feder lenkte, der Institutsdirektor. Aber dieser Lex und sein Freund Raimund! Letzterer, ein Jüngling von universeller Vollkommenheit, ein Mensch, der immer recht hat, ob er nun einfältig oder altklug spricht, mag ja mit den Augen des staunenden Alex gesehen sein, mag ja die schwärmerische Zuneigung des bildungshungrigen Oberländers zu manchen geistig besonders regsamen Institutsgenossen wiederspiegeln — aber dann müßte Alex die Geschichte erzählen, aber nicht der hoch über beiden stehende Dichter.

In den klugen Gesprächen des Raimund hat Rosegger vieles niedergelegt, was er über unterschiedliche Themen gedacht hat — ob schon als Student oder erst als junger Dichter ist freilich einstweilen schwer zu ermitteln.

Das Geschichtenbuch hatte sich bisher von jeglicher Polemik frei gehalten: aber Raimund, ein echter liberaler Schwärmer aus der Zeit des Kulturkampfes, denkt ziemlich frei über Religion und Patriotismus, weist den Rosenkranz ab und begeistert sich für einen internationalen, humanen Kosmopolitismus. Neben ihm nimmt sich der kindische Lex, der mit ein bischen Protzentum von seines Vaters Reichtum erzählt und mit viel Gemüt dem jungen Parzival gleich stets den Namen seiner Mutter im Munde führt, wohl ganz anderes aus, als sich Rosegger neben seinen Mitschülern jemals ausgenommen haben wird. Rosegger wollte wahrscheinlich sein Wesen in zwei Gestalten, in Alex und des Raimund schildern — hat aber zu jener Zeit noch nicht den Ausdruck dafür gefunden.

Am Schlusse des Institutsjahres machen die beiden Freunde eine Reise ins Unterland, in die Reben tragende Mark der Wenden. Dabei werden die kosmopolitischen Grundsätze gleich praktisch angewendet. – Alex verliebt sich in eine hübsche Wendin und führt sie später als Weib auf seinen oberländischen Großbauernhof. Dieser Schluß blieb mit etlichen polemischen Wendungen im Vorangehenden weg, als das Stück nachmals in das Buch der Novellen III. (Hartleben) aufgenommen wurde.

Von „Des Lehrers Weihnacht“ war schon die Rede. Stoff: Ein Bauernsohn hat es im italienischen Kriege zum Feldwebel gebracht, kehrt als Krüppel zurück und unterrichtet nun im entlegendsten Teile seines Heimatsdorfes die Kinder der Köhler und Holzknechte. Die Leute lassen sich das solange gefallen, bis einst unser Franz Wiesner in der Christnacht einer Schülerin, die des Unwetters wegen bei ihm zurückgeblieben war, den Aberglauben stört und den Glauben an den Segen bringenden Christbaum ans

Herz legt. Auf das hin verjagen ihn die Köhler — der Lehrer wird ein Bettler und das Schulhaus ein Rinderstall. Das Andenken an den biederen Michael Patterer ist hier zum erstenmale lebendig geworden. Die Erzählung ist in ihrer gedrängten Kürze ein kleines Meisterstück. Einmal freilich nimmt Rosegger dem erzählenden Lehrer das Wort aus dem Munde und seufzt in Erinnerung an seinen Weihnachtsgruß: „Wie traurig! es will nicht Tag werden in unserem Volke, ewig hat es dunkle Weihnacht, ewig liegt der Volksgeist in der erbärmlichen Krippe zwischen Ochs und Esel".

Das Stück blieb einstweilen verschollen; der „Waldschulmeister" hat es an die Wand gedrückt und es kam nicht in die Gesamtausgabe. (Es wurde noch in die Sammlung „Aus dem Walde" aufgenommen aber in den folgenden Auflagen durch den „Lotterienarr" ersetzt). Aber als der Dichter Gelegenheit fand, in dem köstlichen Kulturbild aus Styrien „Die Ja-Sager von Duselbach" Heimg. 26, 401 ff., mancherlei Ärger niederzulegen, hat der arme Franz Wiesner in dem verabschiedeten Feldwebel eine fröhliche Urständ gefeiert.

„Das Alpenglühen" bringt jenen Stoff in novellistischer Form, den Rosegger in dramatischer im Herbste 1870 seinem Freunde Svoboda zur Begutachtung vorgelegt hatte.*) Das Drama wurde vom Kritiker verurteilt und vom Autor vernichtet, als letzterer Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld" gesehen hatte. (Erstaufführung 5. XI. 1870 in Graz). Der Stoff gehört der Zeit des Kulturkampfes an.[3]) Ein Priester, der Stolz und die Freude seiner Mutter und seiner Gemeinde, geht an dem unseligen Konflikte mit den Forderungen seiner Natur zugrunde. Er wird abtrünnig, seine Mutter stirbt vor Gram, Alois Latten verschwindet in der Wildnis. —

Das Mädchen, dessentwegen Alois abtrünnig wird, ist die Ziehtochter eines Großbauern, ein Findling. Sie ist die Tochter einer Jüdin. Zur Not einer grimmen Verfolgung entronnen, hatte diese ihr Kind einem Großbauern im Gebirge vor die Tür gelegt und sich selbst in der Nähe, an einer schwer zugänglichen Stelle im wilden Gefelse, eine Höhle als Wohnung hergerichtet. Die Waldsarah nennt man das dämonische Weib, das allen wie eine Hexe erscheint. Einer merkwürdigen romantischen Neigung folgend, hat sie Rosegger zur Verkünderin der Elternliebe gemacht. Einmal erscheint sie in finsterer Nacht dem Kaplan, der seiner Mutter zürnt, weil sie zu stolz auf ihren gesalbten Sohn ist, und ruft ihm die Worte zu, die das immer wiederkehrende Leitmotiv der Erzählung bilden: „Mensch, frevle nicht am Herzen der Mutter! Höre es: Wenn ein Mutterherz für sein Kind betet, so ist das so geheimnisreich und heilig, daß die Erde in banger Ehrfurcht ihre Felsen anzündet zur Opferflamme am hohen Altar der Mutterliebe!" Und als sie sterbend dem Abtrünnigen ihre gefallene

---

*) (Vgl. „Meine Ferien" (H.) pag. 231 „Eins von Ludwig Anzengruber").

Tochter wieder aufzurichten als Vermächtnis übergibt, ruft sie mit dem erschütternden Pathos der Todesstunde: „Alle Enkel lehre Elternliebe feiern; sie ist die größte, reinste Lieb' auf Erden. Dieser Liebe hat Jehova seine ewigen Felsen zum Denkmal gesetzt und läßt sie goldig glühen zur Morgen- und Abendstunde, wenn banges Dunkel lagert im Tale und das Mutterherz betet für ihr Kind! Und wenn ihr dort im Lande wandelt und wirkt, und es glüht in stiller Stunde diese Felswand euch entgegen: dann, meine Kinder, legt Hand in Hand und denket an das einsame Gräblein hier und an das ewige Gebet der Mutter". Man erinnert sich dabei des schönen Gedichtes „Da Hergott zünd't die Felsen on!" (Zither und Hackbrett 4. Auflage, pag. 238).

„— — — da Hergott zündt,
Ols gweichti Kirzan seini höchstn Felsn on,
Sar oft auf d Nocht a Muada bet't fürs liabi Kind"

und jenes andere „Drei Liachta" (a. a. O. pag. 129); und man erinnert sich auch daran, daß Roseggers heißgeliebte Mutter, von der er schon in der 1. Auflage von Zither und Hackbrett so sinnig gesungen, zur Zeit, da dieser Novellenband entstand, im Sterben lag. —

Woher das Motiv des dämonischen Weibes stammt, ist noch unklar. Der Waldbauernbub fürchtete sich arg vor einem alten Waldweiblein, dem Mooswaberl (Waldheimat I. „Auf bösen Wegen", auch sonst begegnen uns solche Dorfhexen öfter — deutliche Beziehungen aber sind nicht vorhanden. Die Waldsarah mit ihrer schönen Tochter kehrt, allerdings um verschiedene Züge bereichert, in der Einschichtres der „Einöde" wieder. — Ihre Tochter ist eine Gefallene, ist es schon, als der Kaplan ihr zuliebe den unseligen Schritt tut. Ihr Verführer ist der von der Universität heimgekehrte Graf Kroningen, dessen volkstümliches Gebahren vom Dichter mit blutiger Ironie gegeißelt wird (pag. 301) und der, nur schlechter und roher geworden, als der Großteufel Graf Frohn in der „Einöde" wiederkehrt. Wie ihm Elisabeth zum Opfer fallen konnte, ist freilich ganz unmotiviert geblieben.

Die Erzählung ist, von allen romantischen Zutaten befreit, dadurch aber auch wesentlich nüchterner geworden, im einzelnen aber besser motiviert in die gesammelten Werke übergegangen: „Der Dorfkaplan" (Dorfsünden (H.) 145 ff.). — Aus der Waldsarah ist eine innere Stimme geworden, das Motiv der Mutterliebe ist nicht mehr das Leitmotiv — der Hauptton liegt auf dem Kampfe mit dem Gelübde des Cölibates. Alois Latten sieht schließlich keinen Weg mehr vor sich — er verbrennt sich mit dem Hause seiner Mutter.

„Das Reich Gottes. Stoff: Im Wurzelgraber Martin kommt das übervolle Herz, das überreiche Gemüt in bedenklichen Konflikt mit dem allzu kargen Verstande, mit dem allzu spärlichen Wissen. Martin sucht das Reich Gottes auf Erden und möchte alle Menschen glücklich machen. Er hofft, dieses Ziel zu erreichen, wenn er das Herz eines Kindes äße — wird auch richtig als

Leichenschänder ertappt, in den Kerker geführt und erst, als sein Verteidiger seine Narrheit kund getan, freigelassen. Auf dem Heimwege wird er aus purer Menschenliebe zum Straßenräuber, fällt aber diesmal zu seinem Glücke in die Hände eines erfahrenen Arztes, der seinen Körper, seine Seele und seine Braut Notburga heilt und so der Begründer eines reinen Glückes wird, indem er Martin lehrt, das Reich Gottes im eigenen, festen, friedlichen Daheim zu suchen. — Das Vertrauen in die Wunderkraft eines Kinderherzens ist, natürlich nicht symbolisch, sondern wörtlich verstanden, ein in den Köhlerhütten des Gebirges weit verbreiteter Aberglaube, der bei dem vollständigen Mangel an Schulbildung verderblich wirken kann. — In dieser Erzählung begegnet uns zum erstenmale eine Gerichtsverhandlung, ein Motiv, dem Rosegger nachmals manchen Treffer verdankt. Der Dichter mag ein eifriger Zuhörer bei Grazer Schwurgerichtsverhandlungen gewesen sein. — Eine seltsame Gestalt ist der Arzt Ludwig Preisheim. Der letzte Sproß eines verarmten Grafengeschlechtes widmet er sich den medizinischen Studien, bleibt überall ein Einsamer — in Studentenkreisen schon wegen seiner Abneigung gegen das Duell, bei dessen Verurteilung Rosegger dem Erzähler das Wort aus dem Munde nimmt — zieht sich sodann ins Hochgebirge zurück, macht aus seinem Schloß, dem letzten Rest der ehemaligen gräflich Preisheimischen Besitzungen, ein Armenhaus und gründet sich unter den Bauern eine weitreichende Baderpraxis. Ein Menschenfreund von dem Edelmut und der Kraft zur Resignation eines Andreas Erdmann, sorgt er auch für die Genesung des Geistes und Gemütes derer, die sich ihm vertrauten. —

Das Stück ging ohne große Veränderungen unter gleichem Titel in den ersten Band der Novellen (H.) über.

Im Mai 1870 begab sich Rosegger auf Reisen. Über Böhmen sollte es nach Deutschland und Holland gehen, hierauf längs des Rheins nach Straßburg und endlich durch die Schweiz zurück. Das war kein plötzlicher Einfall, es war die durch eine günstigere Wendung in den pekuniären Verhältnissen herbeigeführte Erfüllung eines lange gehegten Wunsches. Wanderträumen sann schon der Waldbauernbub nach, Sonntagswanderungen unternahm der Schneidergeselle, Ferienreisen über die Grenzen des Heimatlandes hinaus, bis ins Salzkammergut nämlich und nach Kärnten, der Student[1]) und mit einer Kavalierstour nach Art der Gebildeten früherer Jahrhunderte schloß der junge Dichter die Studienzeit äußerlich ab.

Wie alles, was Roseggers Herz erfüllte, so drängten auch die Reiseeindrücke nach Mitteilung und darum ging der Heimgekehrte bald an die Redaktion und Herausgabe seines Reisetagebuches.

Das Ergebnis war das Skizzenbuch „Wanderleben“, veröffentlicht im Jahre 1871, das seine steirische Abkunft nur durch Einleitung und Schluß beglaubigte: erstere eine Waldheimat-

erinnerung, letzterer aus obersteirischen Wanderbildern bestehend, die auf den Studentenfahrten gesammelt worden sein mögen.

Die Schilderung der berühmten Wallfahrt des Waldbauernbuben nach Wien zum Grabe des Kaiser Josef leitet das Buch ein. Und diese Schilderung, deren Wahrhaftigkeit Rosegger nunmehr ausdrücklich betont, ist ein Meisterstück. Der Totaleindruck, den die Weltstadt auf den phantasievollen, aber über seine heimatlichen Berge sonst noch nie hinausgekommenen Jungen macht, ist in unnachahmlicher Weise zum Worte geformt worden. So unwahrscheinlich manches klingt, so gut gelingt es dem Stilkünstler, die fremden Eindrücke mit den dem bisherigen Vorstellungskreise entnommenen Ausdrucksmitteln zu charakterisiren. Da schildert er beispielsweise das Theater: „Da waren goldene Wände und aus den Wänden wuchsen Lichter heraus auf goldenen Ästen und aus den Wänden sahen Leute hervor, lachend und lebendig. Da hingen von der merkwürdigen Decke goldene Kronen nieder und auf den Kronen waren Sonne und Sterne und machten das hohe, weite Haus hell wie am Tage. Und unten, statt des Fußbodens waren Menschenköpfe und nichts als Menschenköpfe und das war alles lebendig usw. . . . . . ." (Vgl. „Zither und Hackbrett": Wos da Hiasl vom Theater dazählt.) Eine ähnliche Plastik des Ausdruckes finden wir nur in seinen mundartlichen Bibelerzählungen; die psychologischen Voraussetzungen sind hier wie dort dieselben und beides mag die Nacherzählung von Gehörtem sein.

Die Erzählung dieser Wienfahrt entspricht nicht völlig jener in der Waldheimat (Hartleben.) Den Kaiser Josef sucht der Bub im „Wanderleben" nicht, er will nur sehen, wo er gewohnt hat und was der neue Kaiser macht usw. — Die spätere Fassung stilisiert die Erinnerung nach der naiven Seite hin.

Von diesem Kabinettstück fallen die folgenden Reisebilder merklich ab. Rosegger hat für die künstlerische Gestaltung eines solchen Stoffes noch nicht den glänzenden Stil der „Spaziergänge" (Hartleben.) gefunden, wird hie und da trivial, erzählt Dinge, die anderen nicht mehr neu sind und klebt noch hie und da an der Schilderungsweise anderer Beobachter. — Kein Wunder, daß er bei der Schilderung der Eindrücke, die er vom Stefansdome empfing, völlig in den Bahnen Stifters wandelte.[5]) Darum mag wohl auch diese Schilderung später unterdrückt worden sein. Sonst erheben sich die Reiseskizzen selten auf ein höheres literarisches Niveau. Wie Prag, die sächsische Schweiz, Leipzig, Weimar, Berlin auf Rosegger wirkten, so werden sie auf andere Deutsch-Österreicher von Bildung und Gefühl aus gewirkt haben. — Ein düsteres Nachtbild ist die Fahrt über die Insel Usedom — zu Mitternacht mit einem Fischer, der die Leiche seines am Grabe des einzigen Sohnes gestorbenen Weibes in sein verödetes Heim führt.[6]) Angemerkt zu werden verdient ein Bekenntnis, das dem Dichter eine weihevolle Stunde auf Klopstocks Grabe in Altona entlockt: „Ich bin einer von denen, die den „Messias" vollständig

gelesen haben. Bis zum Sterben habe ich den Heiland mit tiefster Teilnahme begleitet, was weiter hinaus mit ihm geschah, das ist für uns sündige Menschen nicht zu fassen.“

Von überraschender Anschaulichkeit ist die Schilderung einer stürmischen Seefahrt, eine Schilderung, die in ihren Motiven manche Ähnlichkeit mit einem Gedichte von A. Grün zeigt.

Der Gegenstand bringt es mit sich, daß hin und wieder ein Wort fällt, das Roseggers altliberal-humane Gesinnung kundtut. So preist er den Heiligenkult der holländischen Kirchen (pag. 135), wo statt der Heiligen große Männer der alten Republik an der Mauer lehnen. — — „Die Männer der Arbeit, die weisen Führer eines Volkes sind die rechten Heiligen, die wahren Vorbilder. Kommt Leutchen, kommt in die Kirche!“ Er läßt gelegentlich der dankbaren Erinnerung an die Gastfreundschaft, die ihm ein katholischer Priester in Appenweier zuteil werden ließ, ein strafendes Wort fallen gegen die Intoleranz und ein preisendes über die Priester, die wahre Menschenfreunde sind; und die bösartige Rückständigkeit der Schoppenauer, die ihrem Michael Felder im Grabe keine Ruh' lassen, wird scharf gerügt. —

Die Begegnung mit dem bettelnden Franziskaner im Pustertal ist nachmals in den „Älplern“ besser erzählt worden; dafür ist die durch köstlichen Realismus ausgezeichnete Skizze „Unter den Tannen“ für die Gesamtausgabe leider verloren gegangen. —

Auf diese Reiseskizzen aus der weiten Welt folgen ein paar Wanderbilder aus den steirischen Alpen. Die Muse atmet auf, der Dichter ist wieder daheim. —

Einleitend singt Rosegger das Lob der Natur, nicht ohne dabei dem städtischen Touristen eines am Zeuge zu flicken. Auf der großen Reise ins Ausland war von diesem Gegensatz nirgends die Rede, in den steirischen Bergen erinnert sich Rosegger wieder daran. — Nichtsdestoweniger gehen wir mit; wir gehen mit in eine Holzknechthütte an der Lamming (einem Seitengraben zum Tragösser Tale) und vernehmen die Ansichten ihrer Bewohner über den deutsch-französischen Krieg und überzeugen uns von der Wirkungslosigkeit des Amulettes der „sieben Himmelsriegel“. — Dann schwelgen wir mit in den Schönheiten des Ingeringtales und hören in einem Dorfe des Ennstales mit Teilnahme die Geschichte vom Haberknüpfer.[7])

Ganz und gar zur Dorfgeschichte wird das Reisebild „Heut g'freut's mich!“ Ein Einakter von der tragischen Wirkung des „Sannerl“. — Die ganze Erzählung ist eigentlich nur ein lang gezogener Juchezer eines heimkehrenden Flößers, der unaufhörlich das Thema variiert: „Heimzu geh' ich und zu meinem Weiberl komm ich wieder und mein kleines Micherl seh' ich und ich hab' wieder mein Häuserl und heut' g'freut's mich!“[8]) Der Flößer steigt aus und rät dem Erzähler, einen Büchsenschuß hinter der Station nach seinem schmucken Häuschen auszuspähen, das ein neues Schindeldach habe und unter drei großen Tannen stehe. Aber dem Flößer widerfährt das Grauenvolle, das den Malchus Zacha-

rias Rosenkranz, den Mann mit den dreizehn Talern, um den Verstand gebracht hat. „Wir fuhren eine gute Strecke, es wollte nicht kommen; doch endlich sah' ich die drei Tannen, allein diese waren versengt und unter denselben stand ein halb eingestürztes, gerötetes Mauerwerk und um dasselbe lag Schutt und Gebrände und hie und da lohte noch ein rotes Flämmlein und aus allem stieg der Rauch auf. Noch sah ich, wie ein paar Männer die Brände auseinanderzogen und ich sah noch, wie drei andere Männer auswärts gegen das Dorf, auf einer Holztrage eine zugedeckte Last trugen — dann war der Zug vorüber und ich blickte wieder in das Hochgebirge, über welchem der klare blaue Sommertag lag." — Das ist eine Handhabung der tragischen Ironie, die den besten Mustern an die Seite zu stellen ist.

Im Tale bei Seewiesen begegnet dem Dichter ein hochbetagtes Weiblein, das alles verloren hat, was es je besaß und sterben möchte, aber nicht sterben kann, bis es die Zellermutter noch einmal gesehen — und in einer Schwaighütte bei Leoben hat er jenes psychologisch interessante Erlebnis, das er schon im „Tannenharz" als „D' Schwoagerin und die Kua" erzählte.

Mit diesen fünf innerhalb dreier Jahre erschienenen Büchern hatte Rosegger das Gebiet seiner Formen so ziemlich abgegrenzt. Wir haben ein Gedichtbuch; ein Buch, das bäuerliche Erzählungskunst wie ein Phonograph wiedergibt und mit einer Predigt an die Bauern schließt; ethnographische Studien; Erzählungen; Mitteilungen von äußeren Erlebnissen — nicht stilisiert, nicht zum Kunstwerk erhoben, nicht objektiv interessant, sondern nur weil sie von einem bedeutenden Menschen kommen. Diese Formen reichten für den poetischen Niederschlag eines jeden inneren oder äußeren Erlebnisses vollkommen aus. Und da sich dem Dichter, der die Älpler seiner Heimat in die Literatur einführen will, ein Stoffgebiet von unendlicher Mannigfaltigkeit erschließt, so konnte nun, da Form und Inhalt einmal gegeben waren, frisch drauf losgedichtet werden. Wie ein dramatischer Dichter seinem Werke ein Personenverzeichnis vorausschickt, das innezuhaben Leser oder Zuschauer sich noch vor dem Genusse des Werkes bemühen, so schickt auch Rosegger seinen ferneren Dichtungen ein Personenverzeichnis voraus: Die „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt."

Rosegger setzt mit den Gestalten seine ethnographischen Studien fort. Hat er uns in den „Sittenbildern" durchs Bauernjahr geleitet und uns Haus und Hof und Feld und Wald im Wechsel desselben gezeigt, so führt er uns nun Leute vor, die in diesem Hause ein- und ausgehen oder solche, die dem Leben im Gebirgsdorfe das eigentümliche Gepräge verleihen.

Manche dieser Figuren können uns in den Gegenden, die der Dichter vor Augen hat, täglich begegnen; andere sind ver-

schwunden, die neue Zeit hat sie fortgescheucht und Gestalten an ihre Stelle gesetzt, die vielleicht lebensfähiger, aber weniger originell sind; wieder andere sind noch vorhanden, aber ihr Wesen zu erforschen ist dem Städter, dem Landfremden unmöglich. Gerade auf diesen letzteren ruht der Blick Roseggers, des Beobachters, mit liebevollem Interesse und die Sonderlinge, jene Launen der Natur oder Opfer absonderlicher Lebensverhältnisse, die an Körper und Geist irgendwo etwas zu viel oder zu wenig haben, die mehr und weniger wissen und begreifen als andere, in deren Kopf die Welt sich anders spiegelt als sonst in Köpfen, die bleiben nun dem Dichter treu und begleiten ihn von einem Buch ins andere.

Das Buch ist auch nicht ohne Tendenz. Rosegger hat wie später Gabriel Fels und Andreas Erdmann überraschend schnell einen Widerwillen bekommen gegen die Lebensform, die man mit dem Worte „Stadt“ bezeichnet und er verkündet das Evangelium Rousseaus. „Ich habe den Drang, mich in das Leben des Gebirgsvolkes zu vertiefen, erst zur Zeit empfunden, als ich das durch Genuß und Übereiferung abgestumpfte und träge gewordene Wesen der Städte und der sogenannten großen Welt kennen gelernt hatte. Da war mir oft, als sei dieses nicht das rechte, schöne, gleichmäßige Leben, wie es uns Menschen zugedacht ist und als sei die einzige Rettung für die im Genußtaumel hinrasende und siechende Menschheit die Rückkehr zur Natur.“

Von den 33 Stücken der Sammlung sind die meisten in die späteren „Älpler“ (Hartleben) übergegangen, einige auch in das „Volksleben“ (Hartleben) oder in die „Waldheimat“ (Hartleben), verschollen sind nur wenige. Bei der Besprechung mancher wurde vergleichend auf die späteren Fassungen hingewiesen. Der Titel in [ ] benennt das entsprechende Stück in späterer Fassung: A = Älpler, V = Volksleben, W = Waldheimat.

Der Pfarrer im Gewände. [A. Der Pfarrer im Gebirge.] Die zweite Fassung mag hier der ersten zur Folie dienen. Nach jener ist Benediktus, unbefriedigt vom Studium weltlicher Wissenschaften, Priester geworden, um in diesem Stande den Frieden seines Herzens zu finden. Da er sich gegen eine ihm schädlich scheinende Satzung seines Oberhirten auflehnt, wird er ins Waldgebirge verbannt — wie sein Nachfahr, der Pfarrer Wieser aus dem „ewigen Licht“. Nach tagelanger Wanderung gelangt er an den Ort seiner Bestimmung: Zagend kommt er hin, in ehrfürchtigem Staunen vor den Naturmenschen, die ihm so unerreichbar und heilig erscheinen in ihrer Entsagung, tritt er sein Amt an und bittet den aus dem Amte scheidenden Pfarrer um seinen Beistand.

In der ersten Fassung sind noch andere Züge vorhanden. Da ist Benediktus, der reiche Sprößling eines adeligen Hauses, ein fein erzogenes Stadtkind. Kaum ist er im Gebirge angelangt, so kommt ihm schon nach wenigen Augenblicken zum Bewußtsein, wie nichtig das unstäte Treiben der großen Welt, wie „voll gewaltiger Erhabenheit und unendlicher Tiefe“ die neue Welt ist, die sich kaum vor ihm aufgetan. Weltsatt und weltflüchtig also — wie Gabriel

und Andreas. Und wie diese baut er Schule und Pfarrhaus und renoviert außerdem Kirche und Friedhof. Er ist reich und verwendet so sein Vermögen zum Wohle seiner Gemeinde. Der Pfarrer in der zweiten Fassung ist arm und muß sich mit den letztgenannten Geschenken an die Gemeinde begnügen: für die Toten einen vor Wildwässern sicheren Friedhof, für die Lebenden recht bequeme Kirchenbänke. Der Hauptton der Erzählung liegt aber auf den Reden des alten Pfarrers, mit denen er seinen Nachfolger ins Amt einführt. Dieser alte Pfarrer hat viel „Josefinisches“ der ersten Fassung ablegen müssen. Dessen konservativer Freisinn ging so weit, daß er seinen Gläubigen die von Konsistorium kommenden Hirtenbriefe nie vorlas, daß er ihnen „weder die Fastendispens noch das Dogma von der unbefleckten Empfängnis verkündet“ und von der neuesten Kirchensatzung auch nicht reden will. Gemeint ist zweifellos das Infallibilitätsdogma. Alle diese Anschauungen aus der Zeit des Kulturkampfes — sie sind uns aus Anzengrubers ungefähr gleichzeitigem „Pfarrer von Kirchfeld“ und den „Kreuzelschreibern“ geläufiger — wurden später fallen gelassen und der alte Pfarrer behält (in der zweiten Fassung) von Roseggers Tendenzen nur soviel, daß er sich beim Predigen „nicht überschreit“, sondern an die Vorlesung des Evangeliums bloß ein paar Ermahnungen zur Geduld, zum Frieden, zum Gottvertrauen knüpft.

Der Pfarrer im Gewände ist eine Idealgestalt. Auf ihr ruht des Dichters volle Sympathie. Nicht aus demselben Holze geschnitten ist die geistliche Obrigkeit des Dorfschulmeisters und mit dieser Figur („Der Dorfschulmeister.“ [„Der Schulmeister“ A.]) führt uns Rosegger wieder in die Wirklichkeit zurück. An der tragikomischen Gestalt des Lehrers der alten Schule hat sich der Volkswitz seit jeher geübt und auch Rosegger hat den hageren, silberlockigen Mann nicht mit dem wehmütigen Humor behandelt, der beispielsweise die Darstellung von Jung Stillings Schulmeisterleben so erwärmt, sondern hat in leichten Spässen seinem Unmut über jene Zeiten und Zustände, deren Opfer auch sein geliebter Lehrer Michel Patterer geworden war, Luft gemacht und in grimmiger Laune auf den Grabstein geschrieben: „Hier ruht ein österreichischer Volksschullehrer.“

Der zweite Dienstbote des Pfarrers als des Hausherrn in der Dorfkirche ist der Kirchenwaschel. Witzsprühend schildert der Dichter dessen Wesen und Walten. Sein Geschlecht setzt sich lange fort und liefert dem Dichter manche Spottfigur. Am Ende der Reihe steht der ungläubige Mesner im „ewigen Licht“.

Ein Streiflicht auf die sozialen und politischen Verhältnisse in den weltfernen Alpengemeinden wirft das Kulturbild „Der Richter“. Die Einleitung zeugt von großer Unbefangenheit. Rosegger stellt dem Tag und Nacht einer besseren politischen Existenz wegen sich abmühenden Weltmenschen den Alpenbauer entgegen, der

in seinem von den Nachbargemeinden völlig abgeschiedenen Dorfe tatsächlich wie in einer Republik lebe; um so mehr, als er ja eigentlich von Staat und Regierung nichts wisse, als daß sie von ihm Steuern und Rekruten haben wollen. — In der ersten Fassung sind die Farben kräftiger und am Ende dieser Einleitung wird das Verhältnis des Alpenbauern zum Staate ungefähr in der Art und Gesinnung geschildert, wie es später in Jakob Steinreuter Leben und Gestalt gewann.

Von den öffentlichen Funktionären wendet sich der Dichter zunächst zu denen, die für Wiege und Sarg zu sorgen haben, zur Hebmutter[9]) und zum Schaufelbuben. Sie gehören eigentlich ins „Volksleben", da sie nicht Typen vorstellen, sondern nur eine Staffage sind für Schilderung von Sitten und Gebräuchen.

Wir betreten nun mit dem Dichter den Bauernhof und sehen uns hier die Leute an. —

Der Ochsenbauer. [A. Der Viehhändler.] Die Abänderung des Titels ist charakteristisch für die ganze Bearbeitung. — Die erste Fassung gibt ein flüchtiges Bild aus dem Leben des Ochsenbauers im Hochlande. Der Ton liegt auf der den Schluß bildenden Strafrede über seine Mißwirtschaft, nach welcher Predigt dem steirischen Bauern der benachbarte österreichische als Muster vorgehalten wird. Des Ochsenbauers kleinliche Verschmitztheit zeigt auch das Mittagmahl, dessen ausführliche Schilderung ebensowenig wie jene Schlußrede in die zweite Fassung aufgenommen wurde. Letztere enthält nur den Viehhandel mit Einleitung und Schluß, eine Schilderung, welche allerdings auch schon in erster so gut geraten war, daß sie fast ohne jede Änderung übernommen werden konnte. Ohne jene polemischen Zutaten bildet sie nun ein Prachtstück der Sammlung.

Der Halterbub. [A. Das ledige Kind.] Ein Tag aus dem Leben eines armen Hirtenjungen. Eine jener Skizzen, deren ethischer Gehalt den poetischen noch übertrifft, weil das lautere Mitleid mit den Hilflosen dem Dichter die Feder führt. Eine Kette von Ungemach ist dieser Tag; Hunger, Frost und Prügel bedrängen abwechselnd den Hirten und die Sommermorgen- oder Sommermittagträume auf der Heide sind ein fremder Zug in dem sonst so erschreckend naturgetreuen Porträt. — Stifters Heideknabe mag da die eigene Erinnerung Roseggers modifiziert haben.

Wem gehört denn der Junge, auf den alle treten dürfen? Warum ist er so schutzlos? Diese Frage beantwortet die Einkleidung der Skizze in der zweiten Fassung. Ein Dienstbotenkind, von seinem weichherzigen Vater dem Bauer zum Aufziehen und baldigen Benutzen angeboten. Die rührende Gestalt ist nicht so sehr der arme Halterbub, als vielmehr sein Vater, der alte Strohknecht Poldl. Dem Poldl ist oft gar weh im Herzen; aber auch wohl, denn sein Junge geht nicht zugrunde, sondern wächst stramm heran — zum Soldaten, der nimmer heimkehrt. —

Um die Schilderung eines Tages rankt sich eine Armeleutgeschichte, die um so ergreifender wirkt, als in ihr nicht Personen, sondern Typen handeln und leiden. —

Das Ziehtöchterlein. [A. Die Zuchtdirn.] Des Halterbuben weibliches Pendant. — Aber sie hat's doch besser auf der Welt. Legitimer Abkunft, wird sie von der reichen Bäuerin der allzu kinderreichen Familie aus reinem Wohlwollen abgenommen; freilich wird sie bald das Aschenbrödel; feiert aber wie dieses ihre Hochzeit mit einem Prinzen, das heißt mit einem reichen Bauernsohn, der an der Haustochter achtlos vorübergeht. — In der ersten Fassung wird letztere zum Überflusse Mutter ..... und bleibt sitzen, während das Ziehtöchterlein ihre Eltern zu sich ins Haus nimmt. — Dieser unmoralisch-moralische Schluß blieb später glücklicherweise weg. —

An poetischem und ethischen Wert dem „Halterbuben" nicht gleich.

Wie die Alpenbauern, um Stallstreu zu gewinnen, die Nadelbäume schänden, erzählt „Die Graßschnater". [A. Das Graßschnaten.] Dafür will Rosegger auf jeden Stamm des Waldes das „flammende Gesetz" geschrieben wissen: „Mensch, du sollst nicht töten den jungen Baum, der da beschützet dein Feld, deine Wiese, dein Haus, der da grünt zum Wohle und zur Stütze deiner Nachkommenschaft: — auf daß gewahrt sei dein Heim vor Sturm, vor Frost und Glut, vor fruchtloser Dürre, auf daß nicht keime der Fluch auf deinem Grabe!"

Im Winkeldoktor lernen wir einen aus der medizinischen Fakultät kennen, aber nicht von der humoristischen Seite wie jenen „Bauernorz". Herr Waibel ist ein Schuft und Rosegger straft, auch hier als Aufklärer wirkend, mit ihm das sündhafte Mißtrauen der Dörfler gegen den wirklichen Arzt, den Bezirksarzt.

Aber jedes Ding hat zwei Seiten. Wir werden später in der Erzählung „Der Adel im Dorfe" einem solchen Winkeldoktor begegnen, der die relative Berechtigung seines Handwerkes zu begründen weiß, indem er die Erfahrung macht, „daß die Genesung vieler Krankheiten, von dem Aberglauben unterstützt, größtenteils im Gefühlsleben, in der Einbildung begründet ist und daß dieses Faktum, durch eine geregelte Diät unterstützt, den Stand der heutigen medizinischen Wissenschaft nur zu oft übertrifft".

Das Bettelweib. Ein Abend aus dem Leben der ganz Armen, deren Gemüt aber Rosegger mit einer so beseligenden Zufriedenheit auszustatten weiß, daß sie nicht das quälende Gefühl des Mitleides erweckt. Dem Bettelweib ist noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß sie zu den „Enterbten des Glückes" gehöre, und niemand wird ihr das zum Bewußtsein bringen. Auch eine Lösung der sozialen Frage. — Das klassische Stück wurde beinahe unverändert in die „Älpler" aufgenommen.

Nachdem wir noch einen Blick auf die Faschingsfreuden der Dorfmusikanten geworfen, führt uns der Dichter tief in den Bergwald und zeigt uns die eigentlichen Waldleute, den Pechöl-

mann, den Wurzelgraber und den Kohlenbrenner Der erste treibt ein verbotenes Gewerbe, er schädigt den Wald aufs empfindlichste. Aber des Dichters Sympathie für den armen Waldsohn ist größer als die für den Wald. — Als der Pecher in den Arrest muß, grollt der Dichter den Mächten, welche den Armen schuldig werden lassen, Gedanken, welche der Straßl-Toni später (im „Tag des Gerichts“) in längerer Rede ausführt. Aus dem poetischen Realismus der Schilderung fällt auch der Schluß, wo der Dichter den armen Menschen in seiner Einsamkeit tröstet und ihn auf den Rosenkranz verweißt. Im „Wurzelgraber“, vielleicht dem besten Stücke der ganzen Sammlung, bewundern wir zum erstenmale die Kunst, den Menschen als ein Abbild der natürlichen Beschaffenheit seiner engsten Heimat hinzustellen. Dem „Kohlenbrenner“ liegt jene Reiseerinnerung aus den Sölker Alpen zugrunde, von der schon oben die Rede war.

In den Waldhütten. [V. Christenlehre in den Waldhütten.] Wieder eine Pfarrergestalt, aber eine andere als jener Benediktus. Auch hier weichen die beiden Fassungen in wesentlichen Punkten von einander ab; aber die Überarbeitung bedeutet hier keine Milderung, sondern das Hinleiten auf den Pfad des Konfliktes, dem der Dorfkaplan erlag.

Die erste Fassung beginnt mit der Schilderung der Waldhütteneinsamkeit, die den Begriff der Zeit nicht kennt. Diese Einleitung wiederholt sich so oft, daß sie später bei diesem Stücke wegblieb. — Die nun folgende Darstellung der Christenlehre beim Schroffenhütter erhielt zwar mancherlei Zusätze, Details der Volksschilderung kamen dazu, im wesentlichen aber wurde nichts geändert. Das gilt insbesondere von der köstlichen Predigt. Sie zeigt das unleugbare Talent Roseggers zum Prediger: viele Motive mögen auf Selbstgehörtem, manche auf der Lektüre beruhen: Abraham a Santa Clara scheint öfters zu soufflieren.

Nach der Predigt ist der Pfarrer fröhlich mit den Fröhlichen. Er hört (in 1) den kecken Vierzeiligen, sieht dem Kegelschieben zu und ergreift wohl auch selbst einmal die Kugel; im ganzen setzt er sich zu seiner Predigt nicht in Widerspruch und kehrt am Abende leichteren Gemütes heim, als er ausgegangen. Das Nachwort berichtet, daß der Pfarrer wohl recht geehrt, aber auf die Waldleute ohne sonderlichen Einfluß sei und spricht mit dem Wunsche „Wenn mit dem Herrn Pfarrer auch einmal so ein geschickter Forstmann mit hinein käme — ein Schullehrer! — es müßten herrliche Menschen hervorgehen aus den Waldhütten!“ — den immer und immer sich meldenden Herzenswunsch des Dichters aus. — Anders in der Überarbeitung für das „Volksleben“. Hier geht es nach der Predigt vor allem viel lauter her: Außer dem Kegelschieben und Singen gibt es auch einen Tanz in der Scheune, einen Branntweinbrenner unter dem Holzbirnbaum. Und der Pfarrer — freilich meint Rosegger, er habe hier eine Ausnahme — taucht versuchsweise ein bischen im Waldleben unter. Er trinkt ein Gläschen vom Branntweiner, ruft dem Sänger eines

übermütigen Vierzeiligen „Bravo!“ zu, mischt sich unter die Tanzenden und singt ein weltliches Lied, das mit dem tragischen Motiv des Pfarrers von Kirchfeld spielt. — Und als ihm diese Widersprüche gegen seine Predigt von einem Betrunkenen vorgehalten werden, geht er nachdenklich nach Hause. „Mensch und Priester sein, wie sich das doch so schwer mit einander vereinigen läßt.“ —

Wir steigen über die Wälder zu den Almen empor und rasten in einer Sennhütte ab.

In den Sennhütten. [A. Die Sennerin.] Gleich geblieben ist in beiden Fassungen der 1. Teil, eine Skizzierung des Lebens und Schaffens der Sennerin und des Almbuben, die beide bekanntlich nicht mehr jung sind und von der sattsam bekannten Sennhüttenpoesie nicht viel verstehen. — Nur tritt (in der 1.) ein alter Wilderer zur Sennhütte herein, es folgt ein leckeres Mahl und die vom Kleinhäusler prächtig vorgetragene Spukgeschichte. — Mit einigen Vierzeilern schließt die Skizze. — Die Überarbeitung verfällt trotz Verwahrung in die Sennhüttenpoesie und die Wilderergeschichte ist nicht gerade originell. Hier ist also die 1. Fassung unbedingt vorzuziehen. —

Im Hochgebirge. [Die Hintergebirgler.] 1. Fassung. Eine Plauderei über den Einfluß der modernen Touristik auf die Veränderung der Gebirgslandschaft. Neue Geschäftszweige entstehen: Wirte, Führer, Träger, Edelweißsucher usw. und der Älpler braucht nur überall recht den biederen Sohn des Volkes herauszukehren, um bewundert zu werden. Das Touristenwesen hat für den Städter, der an der Urkraft der Natur und den unverdorbenen Menschen sich atzen kann, ungleich günstigere Folgen als für den Einheimischen, der doch zumeist seinem eigentlichen Berufe entfremdet wird. Aber dieser Ausgleich zwischen Nehmen und Geben ist notwendig, ist ein Naturgesetz.

2. Fassung. Diese Skizze wird nun mit einer umfangreichen Einleitung versehen — einer Schilderung der Gebirgslandschaft und ihrer Bewohner, wie sie noch vor wenigen Jahren waren, mit ihrer Furcht vor dem jüngsten Gericht, vor den Türken, dem Antichrist, dem Teufel und dem Drachen. Letzterer ist nun auch wirklich losgebrochen und hat — als Dampfwagen — eine neue Zeit heraufgeführt. Nun folgt mit unwesentlichen Kürzungen die 1. Fassung; neu ist der Schluß, wo als die nächsten Ursachen dieses Überganges vom Einst ins Jetzt die allgemeine Wehrpflicht und die Volksschule hingestellt werden. — Zu bemerken, daß Rosegger hier zu keinem eigentlichen Werturteile bezüglich Einst und Jetzt kommt.

Auf der Straße. Neuen Gestalten zu begegnen, steigen wir zur Landstraße nieder — auf der dem Wanderer ja nach und nach die ganze Menschheit entgegenkommt. Einige Typen mit ihren charakteristischen Grüßen werden uns vorgeführt: der Handwerksbursche („Guten Morgen!“); das Waldbäuerlein, das — etwas zu spät — seinen Filzhut rückt; der Werksbeamte — „Mein Kompliment!“; der Knabe, der in Erwartung einer

Spende ehrerbietig sein Käpplein zieht; der Tourist mit dem roten Buch — „Grüß Gott!“; der Herr Pfarrer dankt „Ergebener Diener!“; das wallfahrende Weiblein mit Sandkörnern in den Schuhen grüßt christlich; Studenten mit Wams, Band, Barett und Pfeife (typisch für Roseggers Entgleisungen!!) rufen „Servus!“ Ein Bettler auf dem Steinhaufen .... das züchtige Mägdlein, das nicht grüßt noch dankt; die Heimkehr zur heimatlichen Schwelle mit dem Worte „Willkommen!“ Mit den Älplergestalten hat die Studie nichts zu tun, sie ist auch sonst sehr unreif und ist mit gutem Rechte gestrichen worden.

Nach diesen Schemen begegnen uns nun in der folgenden Skizze ein paar wahrhaftige Straßenfiguren, der Fuhrknecht, der Postillon, der Postmeister, deren Herrlichkeit die Eisenbahn ein jähes Ende bereitet hat.

Die Wallfahrer. 1. Fasssung. Wie sich die arme Dienstmagd Jahre lang auf die Zellerfahrt freut und diese Fahrt endlich seligen Herzens unternimmt und glücklich zu Ende führt. Der Friedel ist freilich auch dabei und daß er auf dem Heuboden sein Lager nicht findet, ist dem Verfasser mehr zu verübeln als ihm. Polemische Seitenhiebe auf den plärrenden Vorbeter, den der Kaplan durch eine Ohrfeige von der Maulsperre heilt und auf die büßenden Wallfahrer mit den Glasscherben in den Schuhen etc. gereichen jener Wallfahrerweihestimmung, die wir mit der Magd teilen, nicht zum Vorteile.

2. Fassung. Die Skizze wächst sich aus und es wird daraus ein launiges, nur etwas übermütig erzähltes Histörchen. Die Magd heißt jetzt Mechtildis und er Michel und bei der Beicht werden sie scharf hergenommen, so daß sie sich lieber heiraten. Ohne üblen Spott gehts freilich nicht ab, der fromme Kaplan ist seine Zielscheibe. Prächtig ist die Schilderung des Wirtshauses auf der Höhe, wo die Wallfahrerschar übernachtet. Es ist eben eine Wallfahrt zu schildern, deren Teilnehmer nicht ausschließlich Trost und und Erquickung für das bedrängte Herz suchen, sondern auch die Lust einer frommen Vergnügungsreise empfinden. Darum der weltliche Ton der Schilderung.

Eine Wallfahrt im kleinen verrichten die Beichtgeher. (V. Der Beichttag.) Die Schmalzgruberleut gehen an ihrem Beichttage in die Pfarrkirche, die heiligen Sakramente zu empfangen. Die Nannerl und der Toni sind auch darunter; meiden sich zwar nach Gebühr — aber „Menschen bleiben sie halt nach wie vor der Beicht.“

Der Lichtmeß-Sammler. [V. Lichtmeßsegen.] Wie im Winter — etliche Wochen vor Mariä-Lichtmeß — der Dorfrichter oder ein Kirchenprobst von Hof zu Hof wandert, um Geld für die Lichter in der Kirche zu sammeln. — Denn das Licht spielt im ländlichen Gottesdienste eine große Rolle, die Feierlichkeit jenes hängt ja zum größten Teile nur von den Lichtern ab. Ehrsüchtig bestehen namentlich die Heiligen auf dem Lichtopfer — in der Einleitung zu diesem Stück verwahrt sich der Verfasser

gegen den Vorwurf der Profanierung — und die Kosten hiefür zu bestreiten, wird eben jene Sammlung abgehalten.

In der neuen Fassung bleibt der Passus von den Heiligen zum größten Teile weg — ohne Not, denn er war nicht frivol, sondern stellte nur treffend die Ansichten so manches Landbewohners über seine Vermittler mit Gott dar. Weg blieb auch der liberale Schlußsatz: „Daß mittlerweile auch noch ein anderes Licht aufgehe in unseren Bergen, dafür gebe auch ich gern meinen Groschen.“

Der Bibelreiter. Ein seltsames Produkt: Rosegger wendet sich gegen das Bibellesen, das unklaren Köpfen mehr Verworrenheit denn Segen bringe. Der alte Bettelmann Prokopi hat infolge seines unaufhörlichen Bibellesens schon abgewirtschaftet an Hab und Gut und Geist, der alte Schachinger ist eben darüber; da vernichtet eine Feuersbrunst die Bibel und auch deren Opfer, der alte Prokopi, geht damit zugrunde. Und mit dem jungen Schachinger und seiner Klara kommt ein neuer Geist ins Haus. Dieser aufgeklärte Bauernsohn ist eine merkwürdige Figur in diesem Buche. Er scheint mit dem Sohn des Meineidbauern irgendwie wahlverwandt zu sein. Daß Rosegger, der nachmalige eifrige Anwalt des Bibellesens, diese Skizze später unterdrückte, wird uns nicht Wunder nehmen. — Die Gottesleugnerin. In den „Gestalten“ beginnen nun die Sonderlinge aufzutauchen; bezeichnenderweise zunächst auf religiösem Gebiete. Schon der Bibelreiter war ein Sonderling, die Gottesleugnerin ist es noch mehr.Die Einkleidung ist die für die nachmaligen „Sonderlinge“ typische: Die Heldin erzählt dem Dichter — hier einem Wanderer — ihre Geschichte, die zugleich die Begründung ihrer Absonderlichkeit enthält. Mißgeschick und Leid aller Art, zuletzt die grundlose Einkerkerung des einzigen Kindes, haben der Alten den Glauben geraubt; doch der Sieg der Unschuld gibt ihr ihn wieder. So ganz ernst ist es übrigens der Erzählerin mit ihrem Unglauben nicht, macht sie sich ja nicht einmal frei von den religiösen Formeln, wenn sie ihrem Herzen Luft machen will. Eine Studie zur Einschicht-Res — aber eine zahme.

Drei Brüder. Eine Parabel mit der Moral „Arbeit ist das Heiligste auf Erden“. Heidepeters Gabriel hat bald darauf diesen Gedanken in seinem letzten Brief an Freund Alfred schön paraphrasiert. — Von drei Brüdern gehen zwei zugrunde, der arbeitsscheue Frömmler und der vom Kommunismus angewehte Phantast; der dritte aber, der arbeitsfrohe Nagelschmied wird schließlich Werksbesitzer. — (Vgl. „d' Erbschoft“, Z. u. Hackb.)

Der Lottospieler. [A Der Lotterienarr.] Ein Schauermärlein, das die Verderblichkeit des endlich zum Galgen führenden Lottospieles dartun soll. Nach dem Schema aller derartigen Moralgeschichten geht die Moral voraus. Unglaubwürdig, schülerhaft erzählt. Ein anderer Kerl ist der Lotterienarr aus den Älplern. Der läßt sich doch wenigstens durch einen Terno verführen, ein Narr und schließlich wieder ein armer Kohlenführer zu werden, nur noch ärmer und armseliger als er früher gewesen. Von dem

Märlein aus den „Gestalten“ ist nichts übernommen als etwa die Moral; doch ist sie hier nicht so dick unterstrichen.

Der Sohn des Hauses. Wieder ein Schauermärlein, auf derselben Stufe stehend wie das vorangehende. Es hat die (Einberufung zu der) Wehrpflicht von ehemals zum Gegenstande und soll bekunden, wie wohl und tief im Gebirgsbauern die Furcht vor dem Soldatenleben begründet war. Entnimmt auch der Dichter die Farben für sein düsteres Gemälde den Vorstellungen seiner Landsleute von dieser früheren Soldatenschinderei, so sind doch manche Parenthesen sein Eigentum und zeigen, wie der Antimilitarismus in dem jungen demokratischen Dichter wurzelt. Zum Beispiel: „Der Königsmantel ist rot. Ist er rot vom Blute des Volkes? Dann zerreißen wir ihn. Wir wollen nicht, daß der König die Farbe des Henkers trägt.“ Oder über die Rekruten vor der Assentkommission: „Und hier stehen sie — Menschen ohne Menschenrecht“. Die Schilderung der Assentierung ist wohl übertrieben, der Schluß packend — aber unwahrscheinlich. —

Der Heimkranke. (Feierabende: „Wie ein Kaiserjäger fensterln ging.“) Vom Heimweh der Alpensöhne, zumal derer, die beim Militär dienen; und wie ein einziger Flug in die Heimat es dann zu bannen vermag Die schwüle Stimmung, in der das vorhergehende Stück entstanden, ist hier einem resignierten Humor gewichen. —

Das Stück wurde fast unverändert in die „Feierabende“ aufgenommen.

Der Lindenbauer. (Waldheimat II.: Vom Hagenzweig auf der Eben.) Der Verfasser beginnt mit den beiden Sprichwörtern „Die Welt hat Raum für Bauer und Baum. — Bauer und Baum gehören zusammen wie Gebet und Amen“ — paraphrasiert dieselben und knüpft daran die Geschichte vom Hagenzweig in der Eben, einem Bauerngeschlechte, dessen Gehöfte, ja dessen leibliche Gesundheit unter dem Schutze der Linde stand. Diese hütet auch einen Geldschatz, der, rechtzeitig gefunden, dem verarmenden Geschlechte noch einmal aushilft. Später macht Rosegger daraus ein Erlebnis auf der Ster; in der ersten Fassung ist von diesem Verhältnis noch keine Andeutung.

Ähnlich wurde der Held der vorangehenden Erzählung in der zweiten Fassung zu einem Kunden von Roseggers Meister gemacht.

Der Vögelfanger-Jackerl. Von einem Hirtenknaben, der im Dorfe viel bittren Spott erdulden mußte ob seiner Häßlichkeit, ob seines goldenen Gemütes, ob seines Vaters Tod im Kerker und der dann in die Welt zog, um seines Vaters Ehre zu retten, ein geachteter Mann zu werden und sein Alm-Suserl heiraten zu können. Er hat manches Typische der verträumten Halterbuben, namentlich auch in seinem Verhältnis der „großen Welt“ gegenüber Sein Bildungsgang, der vor der letzten Prüfung endet, erinnert in manchen Stücken an den des Waldschulmeisters oder des Wagnerfaltl („Der Adel im Dorfe“). Schließlich kehrt er

heim und genießt nach Erreichung aller Wünsche des Friedens am stillen Waldsee.

Ein Sterben im Walde. (Waldheimat I.: Wie der Meisensepp gestorben ist.) Reifste Kunst. Schöner konnte das Buch, die Reihe der Gestalten nicht abgeschlossen werden, als mit dem sterbenden Meisensepp.

Das Stück ist mit geringfügiger Veränderung in den ersten Teil der Waldheimat übergegangen, wo der Dichter nichts anderes damit geben wollte, als ein Erlebnis aus den Kinderjahren, da er am Bette Kranker die Betrachtungen des Pater Kochem milderte.[10]) — In der ersten Fassung hat es seine Einleitung, deren Tendenz in dem Satze gipfelt: „Heil Dir, Civilisation! Doch eins zuvor: Hab' acht! Du bist nicht der Stamm, du bist der Ast. Vergiß nicht den Stamm, aus dem du Kraft und Leben saugst, strebe nicht gleich übermütig hinaus in das Weite, Leere; verschlinge dich innig und inniger mit deiner unzerstörbaren Stütze, fußend im Boden der Wildnis!" Also eine Art Abrechnung zwischen Natur und Kultur mit der Mahnung der Einleitung: Rückkehr zur Natur.

Die stille, ergebene Zufriedenheit der armen Waldhäusler wird in dem friedsamen Streben eines gottergebenen Naturmenschen geschildert. Die Erzählung ist so gelungen, daß ihr auch die Tendenz nicht schadet, die ja wirklich hier in der glücklichsten Weise begründet wird.

Bevor uns noch Rosegger diese „Gestalten" redend, handelnd und leidend vorführt, haben sie schon tief innere Züge geoffenbart — im Lied. Schon sieben Jahre früher hatte Rosegger, damals noch beim Meister Naz, für den Kindberger Schloßverwalter und Komponisten Jakob Schmölzer Volkslieder aus Obersteier gesammelt. (Vgl. H. Möbius, pag. 28; Gute Kameraden: Jakob Schmölzer, pag. 204). Wie sich zu jenen drei Heften dieses vierte verhält, wieviel aus jenen entlehnt und wieviel neu dazugekommen ist, konnte nicht ermittelt werden. Das neue Volksliederheft muß, nach einem Briefe an Friedrich Schlögl zu schließen, im Oktober 1871 erschienen sein; Das Vorwort datiert vom Frühjahr desselben Jahres.

In diesem Vorworte erinnert sich der Dichter an die trauten Winterabende in dem weltabgeschiedenen Elternhause und an die späteren, schönen Samstagnächte, deren Lieder ihm in seine neue Welt nachklingen. — „O du schöne, süße Samstagnacht!" ruft noch viele Jahre später der in Jugendträumen befangene Dichter. „. . . Da huben die Waldbauernburschen an, verworfen zu sein. Sie legten einander die Arme um den Nacken und gingen hinaus über die flachen Felder. „Das Landleben hat Gott geben, so heiter und froh!" Zu zwei Stimmen sangen sie es und zu drei und als der jungen Herzen Lust zu groß ward, da sangen sie keine Worte mehr, sie sangen nur Gesang und das Jodeln und Jauchzen klang in den Wäldern nach und hallte in den Wänden der Höfe, die dort- und daherum standen im freien Hage. . . . . . Doch sie

waren nicht allein wach. Unter dem Halmwerk rieselte wie ein ewiges Wässerlein das Zirpen der Grillen und vom jenseitigen Berge herüber klang zart und rein dreistimmiges Jodeln anderer Burschen, denn alle gesunden Knaben im weiten Waldlande sind heute eines Sinnes. . . . . Unter den drei fernen Stimmen war eine so weich und schwingsam, vom blaudämmernden Mollton bis hinein ins hellste weiße Licht — anders kann ich diese Klänge nicht beschreiben. Jetzt das innige Ineinanderschmiegen der drei Stimmen, jetzt das Emporklingen einer Schallrakete, daß allen Zuhörern ganz anders ward hinterm Brustfleck — —"

Dieselbe Sehnsucht nach den Tagen des Jungseins überkam ihn schon wenige Jahre nach dem Abschiede aus dem Waldlande und förderte die Ausführung des Gedankens, diese Lieder, wie er sie aus dem Munde seiner Mutter oder lustiger Bursche gehört, der großen Welt zu offenbaren; und er weiht sie den Menschen, „die an den strahlenden Rosen der Kunstgärten vorübergehen, sich aber niederbeugen zum stillen vereinsamten Blümlein in der Waldeinsamkeit."

Der Komponist Richard Heuberger hat sie nach den Melodien, die ihm Rosegger notdürftig angeben konnte — wahrscheinlich vorpfiff wie seinerzeit dem Schloßverwalter von Oberkindberg — in Noten gesetzt und für Instrumentalbegleitung zurechtgelegt. Ob alles spezifisch steirisches Gut ist, ist zweifelhaft. Rosegger genügte es, daß die Lieder in seiner engeren Heimat gesungen wurden. — Eine hübsche Charakteristik solcher und ähnlicher Lieder gibt Anton Schlossar im Bande Steiermark der öst.-ung. Monarchie in Wort und Bild: „Das Volkslied und Volksschauspiel der Deutschen".

In dem schon erwähnten Briefe an F. Schlögl (5. Oktober 1871) spricht Roseger auch die Absicht aus, nach dem Wunsche seines Verlegers aus seinen bisherigen Schriften eine Auswahl für die reifere Jugend zu machen und dieselbe wahrscheinlich unter dem Titel „Der Erzähler aus dem Walde" herauszugeben. Das erfährt Anzengruber und sendet Hohn und Spott dafür nach Graz: „Herzlich wird es mich aber freuen, Sie für die reifere Jugend ausgewählt und illustriert zu sehen; kommt die Hebmutter auch hinein? — — — Der Himmel bewahre Sie in Gnaden vor den zürnenden Geistern des Christoph Schmid, Karl Hofmann, Chimani und sonstiger weiser Jugendveredler. O Götter! — — — Kinderschriftsteller !!Haha! Ich bin beruhigt, Sie werden nie mein Konkurrent, Kinderschriftsteller!" (Brief vom 12. November 1871). Rosegger faßte die Sache ernster auf. Im Sommer 1872 erschien sein erstes Jugendbuch, nachdem er im Winter vorher seine Mutter begraben hatte. Wehmütig gedenkt er im Vorworte der Entschlafenen „— — aus dem nun verklärten Mutterauge wird ein milder Blick auf diese Blätter fallen, um in denselben mein Bestreben und das Andenken an die heilige Jugendzeit zu segnen".

Und geweiht mit diesem Blicke will er das Buch in die Hände derer legen, die noch des Glückes genießen, in seliger Jugend die Mutter bei sich zu sehen. Das Beste von dem, was er bisher geschaffen, will er den Kindern geben — er führt sie in die Urwildnis, in den Waldfrieden. Und mit dem Gedanken, mit dem er sein letztes Buch geschlossen: Die große Welt draußen möge nie vergessen, daß sie bloß der Ast sei, daß der Menscheit uralter Stamm aber in der Walderde wurzle — leitet er über zur Widmung an die jungen Leser, denen er sein Buch als Gruß aus brüderlichem Herzen übermittelt. —

Im Jänner 1872 starb Roseggers Mutter, nach Jahren bitteren Leidens, nach herber Mühsal, in trauriger Armut. „Gestern haben wir mein Mütterlein begraben," schreibt er am 20. Jänner 1872 an Fr. Schlögl. „Ich habe es so unsäglich lieb gehabt, es hat soviel gelitten; die reiche, schöne Welt hat nichts gehabt für meine arme, gute Mutter als Elend und Not. Und dennoch muß ich weinen, daß sie mir gestorben ist. Mir ist, ich könnte nun und nimmer freudig sein; ich habe Heimweh nach der Mutter. O, wahren Sie die Ihren!" Dieser schwere Schlag und die schmerzvolle Vorbereitung darauf haben dem Dichter seine Heimatjahre, von denen ihn nun sieben Jahre eines ganz neuen Lebens voll ungeahnter Eindrücke trennten, in einer eigentümlichen Beleuchtung vor die Seele geführt. — „Über der Waldheimat lag ein fremder Schatten", heißt es später am Schlusse einer ergreifenden Totenklage um die Mutter. — Der Dichter läßt sein Jugendleben an seinem inneren Auge vorüberziehen. Aber von dem Schmerzenslager der Mutter aus betrachtet, erscheint es ihm trauriger und trostloser, als es in Wirklichkeit gewesen sein mag. Der trauernde Sohn sieht rückblickend jetzt n u r die Verlassenheit und die Not der Seinen, n u r die Herzlosigkeit und Roheit der Gläubiger seines Vaters; kein Sonnenstrahl findet den Weg zu dem Dache des Vaterhauses; die Heimat ist eine Einöde voll unsagbarer Betrübnis — „a schöne Gegend", wie er sie in „Tannenharz" mit blutendem Herzen genannt hatte.

Und wie der Dichter in jenen Tagen die Waldheimat sah, so stellt er sie dar, als ihn das innere Erleben mächtig zur Aussprache, zur Selbstbefreiung drängt. Zur Selbstbefreiung — denn das Schreiben nimmt den Druck von seiner Seele und er kann (Oktober 1871) an Fr. Schlögl schreiben, er arbeite an seinem Roman „In der Einöde" mit großer Freude.

Es ist nicht ganz richtig, wenn man die „Einöde" eine Autobiographie in poetischer Fassung nennt. Wenn die Jugendzeit unserem empfindsamen Dichter n u r solche Eindrücke geboten hätte, so hätte er nachher, im Besitze akademischer Bildung, zum Feinde

der Welt und der Menschen werden müssen. Aber Roseggers Kindheit war trotz aller Leiden eine glückliche und als nur wieder Friede waltete, der Vater und die Geschwister sorgenfreier leben konnten und auf dem Grabhügel der Mutter längst Rosen blühten, da wichen auch aus dem inneren Schauen des Dichters wieder jene Schatten von den Bergen seiner Heimat und er schrieb ein Buch voll sonnengoldiger Kindheitserinnerungen, die „Waldheimat.“

Immerhin hat auch die „Einöde“ großen autobiographischen Wert; namentlich für die Kenntnis der inneren Entwicklungsgeschichte enthält der Roman viel kostbares Detail; das leider, als die „Einöde“ zum ersten Teil von „Heidepeters Gabriel“ umgearbeitet wurde, mit den rein romantischen Bestandteilen größtenteils dem Rotstift des sich selbst zensierenden Dichters zum Opfer fiel.

Der Heidepeter wirtschaftet ab; es dauert viele Jahre, aber es geht unaufhaltsam. Schuld sind vor allem Krankheit, Wetterschäden, die Resignation eines weltentrückten Gemütes (Vgl. Heimgarten XXVII. 840 ff: „Das Ende von dazumal“) und — im Roman wenigstens — die Rohheit der Nachbarn. Der Heidepeter hat zwei Kinder, Gabriel und Regina. Gabriel ist ein aufgewecktes, in seine Umgebung nicht recht passendes Kind, das von einem Schulmeister, den die Nachbargemeinde vertrieb und das Heidehaus aufnahm, eine tiefere Bildung des Geistes und des Herzens empfing, als es für einen Bewohner der Einöde dienlich erscheint. Diese Bildung zeigt dem Burschen eine neue Welt und er tut das, weswegen die konservativen Gebirgsbauern, wie Rosegger im Eingang zum „Volksleben“ sagt, die Bildung so sehr fürchten — er wendet sich vom Bauernstande ab und geht in die Stadt. Ein wohltätiger Professor namens Frei nimmt sich seiner an und führt ihn über alle Stufen eines geordneten Studiums bis zur Befähigung, sich eine höhere Lebensstellung zu erringen. — Der treueste Freund des Strebenden ist der junge Graf Alfred Frohn, der ideal veranlagte, von edelster demokratischer Gesinnung erfüllte Sohn eines gewalttätigen Aristokraten, unter dessen Joch namentlich auch die Bewohner der Einöde seufzen. — Die Freundschaft der beiden Jünglinge dauert so lange, bis Gabriel den Alfred für seinen Rivalen bei der schönen, blinden Hedwig hält. — Hedwig ist die Tochter des alten Grafen; sie wurde ihrer Mutter, der Einschichtres, geraubt und lebt nun unter dem Schutze des alten Greg, eines vom „Großteufel“ — so heißen die Bewohner der Einöde den alten Grafen Frohn — ungnädig entlassenen Försters in der Hauptstadt als Straßenmusikantin. — Die Einschichtres ist darüber, daß man ihr ihr Kind geraubt, schwachsinnig und eine Gottesleugnerin geworden. Der alte Greg merkt, was Gabriel und Alfred vorhaben, fürchtet, die blinde Hedwig in der Stadt nicht mehr hüten zu können und zieht mit ihr ins Gebirge, die Mutter zu suchen. — Auf dem Wege dahin finden die beiden die Heidepeterin, die Mutter Klara, im tiefsten Elende als halbblinde, geistesschwache

Bettlerin auf der Straße ..... Der Heidehof war nämlich inzwischen vergantet worden und den beiden alten, müden Leuten blieb nichts als der Glaube an Gott und ihre Kinder. Regina hält sich ja brav und wächst in der Einöde als Dienstbote zu einem wackeren Mädchen heran; aber von Gabriel hörte man Verschiedenes, bald Gutes, bald Böses. Einmal erzählt die Kleesam-Kathel, er sei eingesperrt; die arme Mutter, durch all die ausgestandene Bitternis halb um den Verstand gekommen, verliert ihn nun ganz und läuft davon, ihren Sohn zu suchen, ob sie ihn noch einmal sehen könnte durch die vergitterten Kerkerfenster — — und der Vater verliert sich auf der Suche nach seinem Weibe ins Gebirge, kommt zur Hütte der Einschichtres und muß sich von ihr das Wort ins Ohr schreien lassen: „Es ist kein Gott und es ist kein Gott —". Und als der Heidepeter alles verloren hat, sein Haus, seine Ehre, sein Kind, sein Weib, sein Selbstvertrauen, seinen Gott, als er zutiefst in der Einöde ist, da hat der alte Greg den Weg zur Einschichtres gefunden — und fünf halbverlorene Wesen finden sich und ihr Gottvertrauen langsam wieder. Zur selben Zeit kommt auch Gabriel aus der Stadt in die Einöde zurück; er tritt zunächst gegen die Ausschreitungen des Grafen Frohn auf, schützt ihn aber wieder gegen die revoltierenden Bauern Durch die ausgestandene Todesangst im Innersten erschüttert, bricht der „Großteufel" vollends zusammen, als man eines Tages die Leichen zweier vom Blitze erschlagenen Weiber in sein Schloß bringt; die Einschichtres und Hedwig hatten ihn aufsuchen wollen. — Der junge Graf übernimmt die Verwaltung der väterlichen Güter, das Heidehaus erhält seinen früheren Besitzer wieder, die Bewohner der Einöde werden durch Milde und Güte, durch Erziehung und Unterricht einem reineren Menschentume zugeführt. Gabriel aber beschließt, alle seine Hoffnungen der Heimat zu opfern: er hat sein Ziel erreicht, nämlich die Kraft zu finden, um des Heiles anderer willen zu entsagen. —

Schon aus dieser dürftigen Inhalts-Skizze wird klar, wie der Roman von jenen Motiven förmlich strotzt, die bei Rosegger immer aus einem Buche ins nächste strömen, bis dann endlich einmal ihre Entwicklungsreife mit einem großen Werke abgeschlossen wird. In der „Einöde" sind vor allem der „Waldschulmeister", dann aber auch „Jakob der Letzte" und Szenen aus dem Gottsucher schon im Keime vorhanden. — Aus der Inhaltsangabe ist weiter zu ersehen, wie leicht sich heute die biographischen Züge von den romantischen scheiden lassen und wie gut die Originale abkonterfeit sind.

Sehen wir uns einmal in Gabriels Heimat ein wenig um! Sie hat nicht das Lokalkolorit der Gegend von Alpl, St. Kathrein und Ratten. Das ist eine freundliche Waldgegend, von der man wohl „gegen Abend und Mitternacht", übers Mürztal hinüber die Felsenmauern der Veitsch und des Hochschwab sieht, die aber nirgends ein eigentliches Hochgebirge zum Hintergrunde hat, wie die Einöde, hinter deren schluchtartigen Tälern und öden Berg-

halden sich das kahle Gewände der Wildschroffen aufbaut, das gar bis in die Region der Gletscher steigt. — In dieser Einöde haust ein verkommenes Geschlecht. Im ewigen Kampfe mit der Natur, ohne Schule und Kirche, knirschend unter der Knute eines Despoten, sind sie trotzig und herzlos aufgewachsen, haben von Mächtigeren keine Menschlichkeit erfahren und üben auch keine gegen Schwächere. Der Haberturm, der Lindenschlager-Lenz, die Zapfenwirtsleute, der Hahnenkampp und alle die Pecher und Köhler und die andern ungenannten und ungenannt sein wollenden Waldleute sind so recht geeignet, dem stillen allzu geduldigen und friedfertigen Heidepeter und seiner Klara — Rosegger glaubt, in ihnen die ehrwürdigen Gestalten seiner Eltern auf das getreueste porträtiert zu haben — das Leben sauer zu machen. In den fühllosen Herzen dieser bildungsfeindlichen Waldbauern — der Haberturm vergleicht einen „gelehrten“ Bauer mit einer „politierten“ Mistgabel — ist die wahre Einöde. In mehreren dieser Menschen hat der junge Alpler Originale mit strafender Deutlichkeit kopiert. — Es ist ein Milieu, wie wir es anfänglich in Winkelsteg und dann auch in den Wäldern von Trawies wiederfinden; und mitten hinein setzt der Dichter den Gabriel — sein eigenes Selbst, wie es die Erinnerung ihm darbot.

Der stille, gute Junge, in dessen schwärmerische Seele der alte Schulmeister Michel Bieder mit der Ahnung, die ganze Welt sei eine ewige Dichtung, ein unnennbares Sehnen gelegt hat, leidet unter den Geschehnissen im Heidehause am schmerzlichsten. Er sucht Trost in einem zärtlich-rührenden Verhälnis zur Natur — das von der Sentimentalität des Autors, seiner scharfen Beobachtungsgabe und nicht zuletzt von der fruchtbringenden Lektüre Stifters in gleicher Weise Zeugnis gibt.

Wenn Rosegger („Mein Weltleben“, pag. 145 ff) meint, die erste Idee des „Waldschulmeisters“ sei ihm an einem Märztage 1872 auf einem Spaziergange nach Mariagrün bei Graz gekommen, so ist hinzuzufügen, daß diese Gedanken vorerst auf Heidepeters Gabriel übergingen und erst von hier aus ein neues Werk befruchteten. Man vergleiche: „Mein Weltleben“, pag. 145 ff: „Unterwegs fand ich das frische Blättchen einer Erdbeerpflanze, welchem ich, als dem ersten grünen Blatt des Jahres, meine Aufmerksamkeit zuwendete. Ich betrachtete die Schönheit des Baues, der Zeichnung, der Farbe und dachte: Wenn man so ein einfaches Ding in seinen hundert Einzelheiten, die den meisten Menschen kaum auffallen, genau und liebevoll beschriebe, und zwar so, als ob es eine Seele hätte, so müßte manche neue Schönheit der Natur aufgedeckt werden.

Wenn ich also in Wald und Feld einen Mann herumwandeln ließe, der Herz und Verständnis hätte für solche scheinbar so unbedeutende und doch so wunderbare Dinge, und er beschriebe sie und auch die großen Pflanzen — und die Tiere — und den Naturmenschen — und den Mann, der zur Gründung einer Gemeinde von Waldmenschen Anlaß gibt usw. usw. — —!“ —

In der „Einöde“, pag. 83 lesen wir (nach einer völlig im Geiste Stifters empfundenen Naturschilderung): Unter einem Steinkoloß halb verborgen blüht das weiße Blümlein Waldmeister. Und dieses kleine, weiße Blümlein ist eine große, fast unendliche Welt. Da lebt es und keimt und blüht und reift und unter einem einzigen Blütenblatte ist eine Hütte, ein Dorf, eine Stadt, ein Königreich, mit allem Großen und Kleinen und Kleinsten. Da geht es wunderlich zu, da wohnt ein ganzes Volk samt Wiege, Ehebett und Sarg, ein Volk mit Feld und Werkstatt, mit Kirche und Gottesdienst — ein Reich Gottes im kleinen. Wir sehen mit unserem stumpfen Auge nicht den zehntausendsten Teil des zehntausendsten Teiles dieser kleinen Welt, und wie unser Forschen erlahmt in der Unendlichkeit des Großen, so erlahmt es auch in der Unendlichkeit des Kleinen.“ —

Die beiden Gedankenreihen führen zu ganz verschiedenen Endpunkten, aber das Wichtige haben sie gemeinsam, von der Betrachtung eines Blümleins den Blick ins Universum zu richten. Vielleicht gab die erste Anregung zu dieser Blumenbetrachtung Dawidowsky, der einmal durch seinen volkstümlichen, poesievollen Vortrag über das Leben der Blume seine ganze Zuhörerschaft zur Begeisterung hinriß. (Vgl. Mein Weltleben, pag. 32.)

Wie hält es Gabriel mit der Religion? Bei der Christenlehre in der Einöde sagt er das Vaterunser mit schöner Betonung auf — der Dichter macht hier eine strafende Seitenbemerkung gegen das sinnlose, wortverhunzende Herunterplappern, wie es so oft beim ländlichen Rosenkranzbeten vorkomme — macht ferner mit würdigem Ernste das Kreuzzeichen und gibt dann eine Auslegung desselben im Sinne jener auf dem christlichen Glauben basierenden Humanitätsreligion, die Rosegger sich schon damals für seine innere Beseligung zu schaffen im Begriffe war: Sie beruht auf den drei göttlichen Tugenden, versteht aber unter der Liebe vor allem die Liebe zu den Menschen. — In der Einöde versteht man das nicht — und immer sehnt sich Gabriel fort. Er kämpft da einen schweren Kampf, die Pflichten gegen das eigene Selbst und gegen die aufs höchste bedrängten Eltern liegen lange und hart miteinander im Streite — gerade ein Jahr vorher hatte Rosegger seinen Eltern zuliebe, die in arger Bedrängnis waren, auf die Erfüllung eines lieben Wunsches verzichtet, nämlich Italien zu sehen. (Siehe Brief an Friedrich Schlögl vom 27. IX. 1871.) Auch in Gabriel siegt die Kindesliebe, Gabriel bleibt im Heidehause — so lange, bis ihn seine Eltern selbst auffordern, das Glück in der weiten Welt zu suchen. Der Brief Gabriels in die Stadt, die Antwort aus derselben, die Person des edlen Professors Frei — wir erfahren von ihm weiter nichts, aber der Name weißt sehr deutlich auf den Mentor Svoboda hin — der Weg in die Hauptstadt, das ist alles der Wirklichkeit nacherzählt. Der erste Brief Gabriels an seinen Jugendfreund Rudolf preist den Segen des Wissens und fordert zu eifrigem Lernen auf — genau so wie jener Weihnachtsgruß im Namen des steiermärkischen Volksbildungsvereines; auch

setzt Gabriel in diesem Briefe die Herrlichkeit des Stadtlebens in ein so helles Licht, daß man sieht, der Dichter denkt schon anders. Bald auch Gabriel. Er bekommt Heimweh nach der Not seines Alpendorfes und das Leben in der Stadt erscheint ihm als ein gewissenloses Jagen nach Genuß — wie es in jener Stadt der Fall war, die in ihrer Gottlosigkeit und Lasterhaftigkeit versank und den Fluch noch vererbte auf das verwunschene Dorf, das an ihrer Stelle steht, die Einöde. — Und später kommt ja ein Zeitpunkt, da hat Gabriel die Welt kennen gelernt in ihrem Prunke und Stolze, in ihrer glitzernden Armseligkeit und er sehnt sich wieder zurück in den Wald. Er hat auch zwischen den Mauern der Paläste die Einöde gefunden und sie dünkt ihm unerträglicher als die zwischen den Mauern der Wildschroffen und er will mit dem Besten, was er nun hat, was ihm die große Welt hat bieten können, mit seiner Erfahrung und Erkenntnis, zurück in den Waldfrieden, um dort mit der Entsagung und Ergebung des Andreas Erdmann als Schulmeister zu leben und zu sterben. —

Heimweh hatte Gabriel. Und wenn Rosegger vom Heimweh seines Helden spricht, — ein Lied der blinden Hedwig macht es lebendig —, da empfindet er selbst wieder die ganze Pein, wie er sie einst empfunden, er apostrophiert den Leidenden (pag. 151, 169) und erzählt dann nicht mehr, sondern verliert sich ins Selbstgespräch. So spricht er im tiefsten Leide auch den armen Heidepeter an und vergräbt sich in den Schmerz der Erinnerung. (pag. 232 f.)

Was die innere Weiterentwicklung Gabriels in der Studienzeit angeht, so hat Rosegger die Phasen seines eigenen Werdens in langen Selbstgesprächen Gabriels oder in den Ausführungen des fortgeschritteneren Alfred — der sich zu Gabriel ähnlich verhält wie Raimund zum Lex von Gutenhag — klar zu legen gesucht. Hamerling'sche und Schiller'sche Gedanken haben sich eingenistet und werden selbständig weitergeführt: „Nach drei Dingen hat der Mensch zu streben: nach dem Guten, dem Schönen und dem Wahren. Wenn der Jüngling zuerst eintritt durch die dunklen Pforten der Philosophie, so möge er stehen bleiben vor einem leicht verschleierten Bilde, welches milden Blickes die Linke an das Herz legt und die Rechte auf den Anker stützt. Die Tugend. — Und wenn er weiter wandelt in dem Heiligtume, so wird sein sehender Blick fallen auf eine unverhüllte, reine, lichtumstrahlte Statue unseres Wesens und sein trunkenes Auge wird ruhen auf dem göttlichen Bilde und sein Herz wird sich baden in Entzücken. Die Schönheit. Hat er das erste Bild aufgenommen in seiner Seele, auf daß es sich offenbare in seinen Taten, so wird er in Liebe und Glückseligkeit vor dem zweiten stehen, bis sein Herzschlag langsamer geht, bis sein Haar beginnt zu erbleichen. — Dann weiter durch das geheimnisvolle Reich, den Wanderstab fest in der Hand, mit langsamen, ernsten Schritten. Gestählt muß sein Verstand sein und gewappnet sein Herz, verzichten muß er nun auf Freude und Glück; denn er naht der

dunklen Grotte, in welcher von Ewigkeit her steht jenes fürchterliche, dicht verschleierte Bild, vor welchem der Jüngling von Sais leblos zu Boden gesunken. Die Wahrheit. Keine Hand, die den Schleier dieses Bildes gelüftet, hat sich je wieder ausgestreckt nach einer Blume für den Hochzeitsstrauß, kein Auge, welches diesem Bilde in das Antlitz geschaut, hat je wieder gelächelt. — — — — — Nach der Tugend fragt uns das wache Gewissen, nach der Schönheit fragt uns das lebensfreudige Herz, nach der Wahrheit forscht erst der Verstand des ernsten, gesättigten Mannes.“ — — An Schillers „Spaziergang unter den Linden“ fühlt man sich erinnert, wenn Professor Frei seinem Schüler zu erwägen gibt: „Wenn es keine Weltschöpfung und keinen Weltuntergang gäbe! — Wenn wir die Stoffteile, aus denen heute unser Körper zusammengesetzt ist, in einigen Wochen in den Pflanzen des Waldes, in dem Staube der Straßen, in dem Lufthauch, in der hochschwebenden Lerche wieder fänden!“ — Solche Lehren machen Gabriel wohl weiser, aber auch ernster, ja unglücklich — — wie ja Rosegger, nach einem milden Hedonismus strebend, immer die Philosophie Svobodas schon aus dem Grunde zurückwies, weil sie den Menschen nicht glücklich mache.

Aus solchem Zwiespalt rettet sich Gabriel mitunter in den Frieden des Urwaldes. In „Zither und Hackbrett“ findet sich ein Gedicht voll stimmungsvoller Gedanken — „d' Apothekn fürs kronk Herz.“ Dort heißt es ganz im Stile Gabriels:

„— — — — Da beste Bolsam für dei Herz
— Do rinnt er draussn, kennst 'n eh,
Der guißt da frisch vom Himmel oa
Es is' da Wildboch von da Höh.
Und 's beste Pflosta für dei Load
— Dos sog ih — wird da fruadla dean,
Geh aussi do und leg da's auf,
Es is' da stille Wald, da grean.
Da beste Odaloß für dih,
Wann dih tuat druckn 's dicke Bluat:
Geh loan dich in an Feichtn on.
Und woan dih aus, aft wirds scho guat!
Die Pilln, de warn ah gor so guat.
Ma dürf' s' na onschaun, is' 's dakennt,
Sie san in an blowN Schachterl drein,
Und hoaßn: D' Stern am Firmament. —

Nun wird des Waldes Zaubermacht in demselben Hymnenton gepriesen wie später im „Waldschulmeister“. Hören wir nicht das Thema des poesievollsten Kapitels des „Waldschulmeisters“ anklingen, wenn wir die Worte lesen: „Zum wahren Menschen wird der Mensch in der Stille des Urwaldes, wo durch die tausendjährigen Stämme leise der Atem des Herrn flüstert, wo die Quelle aus dem Gestein rieselt, so ursprünglich und rein, wie die Menschenseele aus dem Geiste Gottes. Denn in der Stille

des Urwaldes kehrt der Mensch ahnend und heimweherfüllt ein in sein innerstes Selbst. — In der Stille des Urwaldes findet der Mensch sein ureigenstes Bild. Hier ein Bächlein, das sich anfangs hinschlängelt zwischen dem moosigen Grün, halb bedeckt von Strauchwerk und Wildfarren, bis es größer und stärker und kecker wird, an die Felsen prallt, rauscht und tost und sich endlich ein tiefes Bett erkämpft. Rein und klar bleibt es noch durch die stillen Waldgelände, bald aber kommt es zu lustigen Brüdern, vereinigt sich mit denselben, zieht schaffend und fruchtend hinaus in das weite Land, wird endlich trüb und träge und altersgrau und geht unter im Meere, das vor ihm war, das nach ihm sein wird, das die Wellen nicht zählt, das die Tropfen nicht hört, wenn sie träumend flüstern immerdar: „Ich bin aus dem Walde! Der Wald ist sein Bild und was er nicht findet in sich, was er in seines eigenen Herzens Urgrund nicht entdeckt, wenn es auch allzeit in ihm lebt und webt, das findet er faßlicher im Wald, der da ist ein lebendiger Kranz, eine Krone für sein königlich Haupt.“ Das ist der zum Gottesdienste, zur Anbetung erhobene Kultus der Natur. Er löst schon in diesem Romane Waldschilderungen aus, die später nicht mehr übertroffen werden.[11])

Und endlich verliert Gabriel den Glauben. Das heißt, er erlebt das, was die meisten seiner Art in Nachfolge des Parzival und Faust erleben: er gerät mit seinem Sinnen und Trachten endlich auf einen toten Punkt. Er glaubt, einen Blick hinter den Schleier des Bildes von Sais getan zu haben, er glaubt, das Getriebe der Welt zu verstehen und sich voll Überdruß an der äußeren ganz der inneren Welt zuwenden zu sollen. Aber siehe, da ist's auch plötzlich leer; der Gedanke an Heimat und Elternhaus läßt ihn kalt, alle Sehnsucht ist fort und mit ihr alle Freude am Hoffen. Sein Denken trägt ihn nicht vorwärts und nicht zurück, er fühlt nichts und will nichts — er kann nicht beten, er hat auch seinen Gott nicht mehr! — Auf dem Friedhofe verirrt sich Gabriel in diese äußerste Einöde, auf dem Friedhofe bei der Betrachtung der Grabkreuze — wie ja auch Anzengrubers Huber etliche Jahre später bei der Betrachtung von Grabinschriften den Glauben verlor. — Aus diesem tiefsten Leide rettet Gabriel fürs erste die Liebe zu Hedwig; und als es mit dieser Liebe das schon erwähnte Ende genommen, geht er in die Heimat zurück, — um mit den Seinigen wieder gläubig und selig zu werden.

Es verlohnte sich der Mühe, eine Parallele zu ziehen zwischen unserem Gabriel und Stifters Heideknaben, zwischen Rosegger aus dem Anfange der Siebziger und Stifter aus dem Anfange der Vierziger Jahre. Auch dem Oberplaner hat die liebevolle Erinnerung an Eltern und Heimat die Feder geführt, als er den Heideknaben schrieb, auch aus diesem Produkte der Selbstbefreiung eines Dichters können bedeutsame Schlüsse auf sein inneres und äußeres Erleben gezogen werden. (Vgl. A. R. Hein, Adalbert Stifter, pag. 140 ff.).

Sind wir mit der Darlegung von Gabriels innerer Entwicklung zu Ende gekommen, so können wir es uns ersparen, auch alles äußere Geschehen mit derselben Ausführlichkeit zu interpretieren, also beispielsweise durch Sammlung aller Farben und Linien die Bilder von Roseggers Eltern zu gewinnen. Dieser Arbeit hat uns der Dichter selbst überhoben; „Mei Voda“ wird uns Gelegenheit geben, darauf zurückzukommen. Wir wenden uns nun den Nebenpersonen der Handlung zu. Wie die ganze Geschwisterliebe, die der in die Ferne strebende Jüngling einst mitnahm, in der holdseligen Gestalt von Heidepeters Regina lebendig geworden ist, so entlädt sich aller Groll, den der Dichter gegen die bauernfeindlichen Mächte des Landes im Herzen hat, indem er den „Großteufel“ schafft, den alten Grafen Frohn.

In Roseggers bedeutenderen Werken aus der ersten Epoche verkörpert sich oft das Böse in einem bösen Aristokraten. Der bäuerliche Demokrat macht gegen Militarismus und Adel gern heftige Ausfälle. Gewalttätig, sinnlich, listig-freundlich, heuchlerisch sind diese Grafen und Barone, gewöhnlich brutale Ausleger eines inhumanen Jagdgesetzes. Später werden sie — in Nachfolge des Anzengruberschen Grafen Finsterberg — auch dumm und jeglicher Aufklärung spinnefeind. Graf Frohn handelt nach seinem Namen und droht endlich der Einöde mit dem Abstiften. Verwildern und verwalden will er die Einöde lassen, ihr dasselbe Schicksal bereiten, das sich bald nachher an Alpl-Altenmoos wirklich erfüllte. — Doch kommt's nicht so weit — und mit seinem Sohne zieht eine neue Zeit ins Land.

In der Einschichtres kehrt die Figur des einsamen Waldweibleins, der die Kinder schreckenden Dorfhexe wieder, die wir schon öfters fanden und mehrmals als Vorstudie für sie in Anspruch nahmen. Aber in der „Einöde“ hat sie den Charakter der sie umgebenden Natur, der unzugänglichen Wildschroffen angenommen und ist so übermenschlich, dämonisch geworden. Ihre und des Grafen Tochter, die blinde Hedwig, ist zu blaß, zu farblos, als daß man sich nach einem Stammbaum umsehen müßte. Als Wandermusikantin ist sie samt dem alten Greg dem Dichter lieb geworden und steht am Anfange einer längeren Reihe ähnlicher Gestalten. — Ein Blitzstrahl tötet sie, gibt ihr aber im Augenblicke des Todes ihr Augenlicht wieder — wem kommen da nicht des Abdias blinde Tochter und Andreas Erdmann ins Gedächtnis?

Was im Anfange als Selbstbefreiung empfunden wurde, ist in seiner Fortsetzung und Beendigung dem Dichter recht sauer geworden. So lange er mitten im Werke stand, mag es ihm, wenn es auch das „herzversengende“ Aufwühlen alter Schmerzen war, Freude gemacht haben und das „Ganz und voll über dem Stoffe stehen“, was ihm Anzengruber in dem Briefe, der dem neuen Roman des Grazer Freundes ein recht bedingtes Lob spendet (27. X. 1872), anrät, hat Rosegger schwer gelernt. — Der letzte Teil der „Einöde“ stellt

weder äußeres noch inneres Erleben dar; Roseggers Leben ging ja schließlich ganz andere Bahnen als das des Gabriel Fels, dem ein Graf ein schönes Waldschulhaus baut, auf daß er darin als Schulmeister wirke. Die Unlust wurde vermehrt durch körperliches und seelisches Mißbehagen, Brustbeklemmungen rauben ihm den Schlaf, er denkt an Grab und Tod. (Brief an F. Schlögl vom 16. VI. 1872.)

Als die „Einöde“ in Druck gelegt wurde, war schon ein Wesen in des Dichters Gesichtskreis getreten, das die intensive innere Beschäftigung mit den Erinnerungen an das Ende von dazumal in den Hintergrund gerückt haben mag; dazu kam jene kühle Beurteilung durch Anzengruber. . . . Rosegger gesteht seinem Freunde Schlögl (15. XI. 1872), er habe keine Freude mehr an seinem Buche.

Das war das Endergebnis einer Arbeit, die von persönlichem Gehalt erfüllt ist, wie nicht so bald eine zweite dieses subjektivsten aller Erzähler. Die Folge war, daß der Autor gegen sein Werk ungerecht wurde und später eine Stilisierung vornahm. —

Während und unmittelbar nach der Arbeit an der „Einöde“ dürften die „Geschichten aus den Alpen“ anzusetzen sein.

Am 19. Juni 1872 schreibt Rosegger an Hamerling: „An meiner „Einöde“ wird bereits fleißig gedruckt: dann kommt der Kalender an die Reihe. Für eine spätere Zeit habe ich bereits wieder zwei Bände „Geschichten aus Steiermark“ und einen Band „Aus meinen Kinderjahren in der Waldheimat“ vorrätig.“

Jene zwei Bände, die schon Mitte 1872 zur Veröffentlichung bereit lagen, erschienen ein Jahr später als „Geschichten aus den Alpen“. Also wieder ein Griff in den gefüllten Vorratskasten und wieder bleibt daher die Frage offen, wann und auf welche Eindrücke hin die einzelnen Stücke der Sammlung, achtzehn an der Zahl, entstanden.

Wald- und Dorfgeschichten sind es, ebenso mannigfaltig in Bezug auf den Inhalt als verschieden an Wert. Einzelne stehen im Zeichen der diese Jahre beherrschenden Schöpfungen, der „Einöde“ und des „Waldschulmeisters“, andere gehen auf Motive aus dem Gedichtbuche zurück, — falls nicht umgekehrt eine vorliegende Prosaskizze eine konzentriertere Fassung in Versen erhielt —, andere weisen auf den Kalendermann hin, der seine Leser wohl auch ein wenig gruseln machen will. Manche waren dem Dichter gelungen und konnten später ohne weitere Veränderung die strenge Selbstzensur der Überarbeitung passieren, andere wieder wurden noch einer gründlichen Umarbeitung unterzogen und machen mit den ersteren den Dichter als Novellisten berühmt.

Weitaus das wichtigste Stück dieser beiden Bände ist die Erzählung „Der Adel auf dem Dorfe“. Sie bedeutet einen Schritt weiter auf der Bahn zum „Waldschulmeister“.

Gräfin Funkelblut kommt mit ihrer Tochter Gabriele und großem Gefolge in ein entlegenes Gebirgsdorf, von dessen weit bekanntem Wunderdoktor sie Heilung heischt. Abergläubisch hält sie sich an dessen Vorschriften, macht eine Kur durch wie Joh. Peter Hebels geheilter Patient und wird auch wirklich gegesund. Der schlaue Wunderdoktor hat sich für die gelungene Kur einen entsprechenden Lohn ausbedungen: ein hohes Geldgeschenk und dukatenbeschlagene Brautschuhe für seine Tochter. Der Lohn, mürrisch entrichtet, wird teils als Schulfond, teils als Notpfennig für das durch eine Elementarkatastrophe schwer heimgesuchte Dorf angelegt. Das Opfer dieser Katastrophe wird Gabriele. Von ihrem Lehrer mit einer ihrem Stande, ihren Kreisen völlig fremden Lebensanschauung bekannt gemacht, war sie zum Unglücklichwerden prädestiniert: es wäre ihr alles versagt geblieben, auch ihr geliebter Lehrer: dieser hatte sie — freilich zu spät — den Fluten entrissen, ihr letzter Blick ruhte in seinen Augen. Und so war es das Beste für sie und für ihn. „Es gibt Wesen, die so angelegt sind, daß dieses Leben für sie keine Genugtuung haben kann; glückselig sind sie zu preisen, wenn noch in den Jugendtagen zart die Hand des Todes sie hinüberführt.“

Diese Novelle, in der, wie aus der Inhaltsangabe zu ersehen, die tendenziösen und die sentimentalen Motive ziemlich unvermittelt nebeneinander liegen, ist in Form und Inhalt durchaus nicht mustergiltig und wurde auch später, wohl wegen ihrer Mängel und weil der „Waldschulmeister“ sie überflüssig gemacht hatte, nicht in die Sammlung der Ausgewählten Schriften aufgenommen. Aber wie aus so mancher Rötelstudie des Meisters Intentionen besser erschlossen werden können als aus dem vollendeten Gemälde, so lassen sich auch des Dichters Anschauungen viel leichter dieser novellistischen Studie entnehmen als dem späteren Kunstwerk, das nicht mehr um der Tendenz willen da ist.

Der Adel auf dem Dorfe! Das ergibt von vornherein einen Konflikt. Die Adeligen dieser Erzählung stammen aus der Verwandtschaft des Anzengruber'schen Grafen Finsterberg; sie haben ein Interesse dran, Rückständigkeit in und um sich zu erhalten und sind abergläubisch trotz einem alten Dorfweiblein. Das Dorf aber wird repräsentiert durch Leute, die nach Aufklärung ringen auf allen Gebieten, nach Aufklärung durch Schule und reines Christentum. Funkelblut heißt das gräfliche Geschlecht. Der Name sagt, wie ahnenstolz und einfältig es ist. Die Gräfin ist auch lediglich eine Trägerin ihres Namens d. h. sie lebt und denkt so, wie es ihr Name ihr vorschreibt; nach dem Leben gezeichnet ist sie ganz und gar nicht. Ihre treuen Diener sind einmal der Hofmeister von Fraisbein, die erste verunglückte Figur eines Höflings, dessen Charaktereigenschaften — Aberglaube, Heuchelei und Lüsternheit gepaart mit Verachtnng des Landpöbels — noch aus dem Nachlaß des seligen Herrn Hofmarschalls von Kalb stammen und dann Pater Severin, der Beichtvater der Gräfin; eine jener Priestergestalten, die sich der Dichter des Kulturkampfes konstruiert,

um zu zeigen, was er bekämpft. Er ist der in einer Entwicklungsphase stehen gebliebene Einspanig aus dem „Waldschulmeister“, der geschmeidige Diener und tyrannische Beherrscher adeliger Häuser. Den Aberglauben um sich sieht er nicht; aber er eifert gegen den noch aus heidnischen Zeiten stammenden Aberglauben des Landvolkes, zu dessen Bekämpfung die konfessionelle Schule das einzige Mittel sei.

Sein Gegenpart ist der Lehrer der Komtesse, Hans Meier; eine Romanfigur, die der Dichter schuf, damit sie von seinen Anschauungen Zeugnis ablege.

Seine Wissenschaft ist die Naturgeschichte. — Roseggers Helden treiben ja gern Botanik und der spätere Gabriel Stammer erwirbt sich durch ein Lehrbuch über die Pflanzenwelt der Alpen (mit einem Anhange „über die Psychologie der Alpenpflanzen“) den Professorentitel. Und auch hier rühmt — allerdings mit einer leisen Mahnung — Rosegger die Naturforscher: „Ein Naturkundiger, wenn er durch den Wald geht, sieht keine Steine und Bäume, sondern nur Mineralien und Pflanzen. Er kennt ihre Beschaffenheit und ihre Verhältnisse. Freilich kann er nicht sentimentale Poeterei treiben; er kann die Bäume nicht reden, er kann die Blumen sich nicht lieben lassen; er kann den Steinen nicht ewigen Schlaf, er kann dem Reh nicht verliebtes Träumen andichten. Die Wissenschaft erlaubt es nicht. Aber die Wissenschaft hat ihm ein anderes Feld der Poesie angewiesen; sie zeigt ihm das Werden und Bestehen aller Dinge nach den Gesetzen der Natur und hier im Denken weist sich des Wunderbaren und Poesievollen so viel . . . ., daß die Dichtung des bloß fühlenden dagegen wie ein Schaum zergeht.

Hans war immer glücklich, wenn er sich mitten in diesem Leben und Walten befand und alles beobachten konnte und verstand. Aber er forschte stets weiter, immer tiefer und klarer wurde sein Blick und mitten darin in dieser wunderbaren Welt, die nur der durch die Wissenschaft Erwählte und Geheiligte sieht und versteht, fand er als Kern immer wieder sich selbst.“

Die Übereinstimmung zwischen den Gesetzen des natürlichen Geschehens und denen der Entwicklung des Menschen — ein altes Motiv der Romantiker — die Gabriel Fels aus den Blumen herauslas, findet Hans Meier, als er einige gelbe „Lorcheln“ betrachtete, die in der letzten Nacht aufgestanden sein mochten. „Sie waren so zart und regelmäßig in ihren unzähligen Fasern und Blättchen und Zellchen; keine Menschenkunst ist im Stande, ähnliches hervorzubringen und hier wurde es in einer Nacht und es wurde aus sich selbst, wie ja im Grunde doch auch der Mensch, ist seine Bedingung gegeben, aus sich selbst wird, wie er, unbeeinflußt von Gefühl und Vernunft, sich fertig wächst nach den Gesetzen der Natur und er nur diesen untergeordnet ist wie die Pflanze und wie das Mineral.“

Mag hier hin und wieder — das wäre noch näher zu untersuchen — der Einfluß des Philosophen Svoboda wahrnehmbar

sein, so hält sich Hans Meier gewiß frei davon, wenn er, gedrängt von Pater Severin, sein Glaubensbekenntnis ablegt. „Ich bin Christ und bekenne mich zur Religion der Liebe und Humanität, wie sie Christus gestiftet hat und ich wünsche, daß sie durch eine gründliche Reinigung allen Verhältnissen der Menschen entsprechend, allen gemeinsam werde.“ Und er erzählt die Parabel von dem Erzklumpen, den ein Arbeiter fand und, angeleitet von dem Gelehrten, einmal, zweimal schmelzte — bis Schwert und Pflug, Hammer und Eisenbahn aus ihm hervorgegangen. Der Mann der Wissenschaft aber hatte noch nichts von dem Stoffe. Und ein drittesmal wanderte der Stoff ins Feuer und wurde nun fähig, der Wissenschaft ihre Instrumente zu liefern. „Die Geschichte vom Erz bedeutet, daß die Religion so eingerichtet werden soll, daß sie für alle paßt, für den Landmann, wie für den Gelehrten und daß sie jedem das Seine gibt, wie es sein Stand, sein Charakter und seine Bildung verlangen. Der Ungeschulte kann das Edle in der Idee Gottes und der Sittlichkeit nicht verstehen; hingegen hat der Gebildete Anspruch und Bedürfnis nach dem möglichst Reinen und Vollkommenen.“ Diese Deutung, die Hans selbst seiner Schülerin gibt, erfaßt gar nicht den ganzen tiefen Sinn des Gleichnisses und ist auch sonst nicht unanfechtbar.

In sozialpolitischer Hinsicht ist Hans Meier Bauerndemokrat. Er läßt den Pflug übers Schwert triumphieren, er wünscht — wie Rosegger im Vorworte zu den „Geschichten aus Steiermark“ — daß die Humanität ihr Augenmerk auf das Landvolk richte und ist sehr nackensteif. „Auch wir (Lehrer) sind Soldaten, wir kämpfen und schlagen mit Wort und Wissenschaft: gebe Gott, daß wir nicht gezwungen werden zu kämpfen mit dem Schwert, wenn Könige streiten um Ehrgeiz und Dynastie. Alles für das Volk, doch nicht einen Tropfen Blut für königliche Ränke!“

Hans „lebte den Grundsätzen der Zeit.“ Durch Zufall war er gräflicher Hauslehrer („Domestike“ nennt's der Graf) geworden; seinen eigentlichen Wirkungskreis will er sich als Dorfschulmeister suchen. Überschwenglich preist er — das war 3 Jahre nach dem Reichsvolksschulgesetze — die Erhabenheit dieses Berufes und die Beseligung, die er seinem Träger verschaffen müsse, so daß ihm endlich Weißkorn, der alte Lehrer des Dorfes, der's schon besser weiß, ins Wort fällt: „Wollen Sie, guter, jugendlicher Schwärmer, einem alten Schulmann glauben, wenn er sagt, daß das Landvolk für die geistigen Güter, die ihm der Lehrer beizubringen sucht, noch undankbarer ist als der Adel? Und das besonders zu dieser Zeit der Schulreform, die uns den katholischen Pfarrer und die konservative Gemeinde zum Feinde macht.“ Dennoch wird Hans Volkslehrer, behält aber von seiner Schwärmerei nur die Liebe für den Beruf. —

In sein Dorf folgt ihm Gabrielens Bild wie dem Andreas Erdmann das seiner Schülerin. — Diesem Träumen zuliebe hatte er sich die Gedanken an ein frisches Bauerndirndl aus dem Kopfe geschlagen; vor weiteren Kämpfen bewahrt ihn Gabrielens tragisches

Ende. — Das ist alles episodenhaft, äußerlich angeflickt, Studie zu Erdmanns Übung in der Entsagung.

Die originellste Gestalt der Erzählung ist der Wagnerfaltl, das Faktotum der Gemeinde. Er kann und weiß alles; er baut Wagen, putzt Öfen aus, kann Dachdecken, verfertigt Statuen und Heiligenbilder und ist der weit berühmte Wunderdoktor und — der getreueste Freund und Förderer der Neuschule. Wie und was er manchmal spricht, das läßt nach seinem Leben fragen. Er ist ein G'studierter. Priester wollte er werden, mußte aber, da sich bei ihm ein Höcker zeigte, seine Studien abbrechen und hat sich dann im Gebirgsdorfe niedergelassen. Dort übt er das Handwerk seines Vaters, die Wagnerei. Begehrter ist er als Maler; denn er malt die Heiligen so groß und häßlich, als man sie eben haben will — läßt sich aber (ganz im Sinne des Dichters) über diese Art von Heiligenkult im Landvolk ziemlich derb aus. Wie er hier den Leuten den Willen tut, so auch als Wunderdoktor. Zum Doktor macht ihn das Studium des Kräuterbuches — siehe den Winkeldoktor aus den „Gestalten" — zum Wunderdoktor machen ihn seine Erfolge. So zieht er denn aus dem Aberglauben und der Einbildung derer, die zu ihm kommen, klingenden Nutzen. Aber was er durch Aberglauben erwirbt, soll dereinst mithelfen, den Aberglauben zu zerstören — es wird Schulzwecken gewidmet. Freilich, daß er bei der Übergabe des Schulfondes den Schulkindern die Geschichte erzählt, wie er gesammelt worden, war nicht notwendig. Und Anzengruber, dem „der Adel auf dem Dorfe" und die Gestalt des Wagnerfaltl sehr gut gefielen, hat das seinem Freunde (Brief vom 3. Februar 1874) sehr schön gesagt.

Seine Marianne wird des alten, guten Dorfschulmeisters Schwiegertochter. Und Hans sagt bei der Trauung zum alten Weißkorn: „Zu euch, Schulmeister, werden sie noch kommen, die Sprossen dieses jungen, edlen Paares — euere Enkel. Und an euch und uns Lehrern allen ist es, daß er nicht aussterbe, der Adel im Dorfe."

Damit schließt die bedeutsame Erzählung.

In August Silbersteins „Dorfschwalben aus Östreich", München, Fleischmann, 1862 findet sich die Dorfgeschichte „Der Ziertalerhof", die Rosegger gern gelesen haben soll. Sie behandelt das Motiv der Felder'schen „Sonderlinge": Sieg des vom Fürsten unterstützten fortschrittlich gesinnten Ökonomen Ditmar über den im Althergebrachten versumpfenden Großbauern, den Ziertaler. Letzterer läßt sich durch die Erfolge Ditmars schließlich bekehren, macht ihn zu seinem Schwiegersohne und predigt nun selber: „Ja, lernen muß man und immer etwas Neues". Auf seinem Hause prangt mit Goldbuchstaben „Mit Gottes Hilfe vorwärts zum Arbeiten und Lernen!" und die Bauern der ganzen Gegend halten sich an Ditmars Rede, der Bauer habe die erste Pflicht, die Wissenschaft als Mittel zu seinem naturgeheiligten Zwecke für das

allgemeine Wohl anzuwenden. Eine Übertragung der Motive diesee Dorfgeschichte aus dem Landwirtschaftlichen ins Verkehrstechnische ist Roseggers Novelle „Die neue Bahn“. Sie ist zugleich ein Beweis, daß der Weg zum „Ewigen Licht“ ein Zickzackweg ist. Das Problem heißt Fortschritt.[12]) In diesen Jahren betrachtet Rosegger nur die Lichtseiten desselben; die Tragik, die jeglichem Fortschritt anhaftet, also das Zerstören kleiner Existenzen durch die Dampfmaschine, das Schicksal der Weber und Fuhrknechte, das schon Auerbach in den Dorfgeschichten behandelt hatte, wird hier nur gestreift. Den Schattenseiten jenes Problems schenkt der Dichter erst in dem Maße, als seine Erfahrungen reifer werden, volle Aufmerksamkeit.

— Das Tal, in welchem anmutig der Markt Kimpelwang gelegen ist, soll durch Eisenbahn und Telegraph mit der Welt verbunden werden. Die Bevölkerung steht dem Projekt ohne besondere Feindschaft gegenüber: sie hält einstweilen die Tatsache für Teufelsspuk und der müsse ja über Nacht wieder verschwinden. Die besser Unterrichteten sind dem Bahnbau feind, vor allem die Beherrscher der Landstrasse — wir kennen sie bereits aus den „Gestalten“ — der Schwerfuhrmann und der Postmeister. Weder des ersteren verbrecherische Ränke, noch des letzteren Starrsinn halten das Werk auf, es zerfließt auch nicht wie Teufelspuk: Die Bahn ist da und die Bevölkerung wird bald gewahr werden, daß ihre materiellen Interessen an ihr einen starken Anwalt gefunden haben. Die Zutaten sind nicht sonderlich originell: daß der Erbauer der Bahn die Tochter des Postmeisters heiratet, daß der verbrecherische Fuhrmann ein Opfer seiner Ränke wird, das ist getreu nach Silbersteins „Ziertalerhof“. Außerdem spukt eine Schatzgräberhistorie und die Volkssünde des Arsenikessens hinein.

Dem verstorbenen Erzherzog Johann zu Ehren hatte der Dichter in „Zither und Hackbrett“ — wie es scheint, in Anlehnung an ein steirisches Volkslied — 's Liad von Jagahansl gesungen:

„— — — 's war a liaba Schotz
's war a guata Herr:
Scho seit sechzehn Jahrln
Kimmt er neamamehr:
No, in Wild is' s recht
Aber mir tuats ohnt,
Mih deucht, ich bin gor nit
In rechtn Lond!“

Und die Schlußstrophe:

„So an guatn Herrn
Werdn ma nit bol kriagn
Wann ma gleich durchs gonze
Steirisch Landl ziagn.

Nimm mich auf o Gott
In dei Woldrevia,
Daß ich mein liabn Jaga
Wieda siah!“

Dem Andenken dieses Mannes ist auch die Erzählung „Der Kaiserhansel“ gewidmet, freilich an Form und Gehalt mit jenem Liede nicht zu vergleichen. Es ist eine Wildschützengeschichte mit dem Liebling der Steiermark als helfendem deus ex machina. Der Prinz ist als Reichsverweser in der Fremde und das Land Steiermark seufzt unter grauenhafter Mißwirtschaft. Namentlich die erzherzoglichen Jäger werden als wahre Teufel geschildert. — Der Wilderer Sebald sucht in der Sennhütte bei seiner Kathrin Zuflucht. Dort sitzt bereits ein fremder Jäger, mit dem nun der Sebald über die Berechtigung zum Wildschießen zu warteln anhebt. Die gibt nun der Fremde wohl nicht zu, aber die Erzählung Sebalds, dessen schuldloser Vater von den Jägern erschlagen wurde wie ein wildes Tier, veranlaßt ihn, um sich von den geschilderten Mißbräuchen zu überzeugen, sich (nach dem Vorbilde Kaiser Josefs) an die Stelle des Schuldigen zu setzen. Die erzherzoglichen Jäger stürmen herein, es kommt zum Handgemenge und im Augenblick der höchsten Not, da schon der Sebald zwischen die wütenden Jäger und seinen Stellvertreter springt, tut der Kaiserhansl das, was Kaiser Josef in ähnlicher Situation tat — wie in den unzähligen Geschichten, die seinen Namen tragen und die die Jahrgänge des Vogl'schen Volkskalenders schmücken, zu lesen steht — er öffnet seinen Mantel. — Und dann hält er Gericht. Daß Sebald, der Wildschütz, an die Stelle des rohen Oberförsters kommt, ist ebenfalls ganz im Stile der Kaiser-Josef-Kalendergeschichten.

Verwässerung eines prächtigen „Zither und Hackbrett“-Liedes bedeutet auch die Erzählung „Der Waldprozeß“.

Doppelta Prozeß.

Mei Vota und der olt Nochbar,
De ham an Prozeß,
Und jatzt ham s' scho Schriftn,
Zwen großmächtige Stöß.

Und ih und da jung Nochbar
Ham ah an Prozeß,
Und jatzt ham man scho Liabsbriaf
Zwen großmächtig Stöß.

Mei Vota und der olt Nochbar
De streitn wegn an Wold,
Sie moan, es is' di Grenz folsch,
Und giftn sich holt.

Und ih und da jung Nochbar,
Mir ham an onders Stuck:
Er hot ma mei Herzerl gstuhln
Und gibt mas neama zruck.

Und jatzt hot da jung Nochbar
Scho gwunga mein Prozeß,
„Mei Herz is' Dei!“ stehts g'schriebn
In zwen großmächtige Stöß.

Und mei Voter und der olt Nochbar
Ham gsogt in Gottsnom:
So brauchn ma ka Grenz mehr,
Es kimmt jo so olls zsomm!

Und mei Voter und der olt Nochbar
Ham verbrennt ihre Stöß:
Mir warn heunt ban Pforra,
Und aus is' da Prozeß!

So vernünftig sind nun der Kramppmeier und der Laubmüller nicht. Sie führen mit einander einen Waldprozeß. Der Grenzbach teilt sich im Wald in zwei Arme und umschließt eine Insel. Zunächst: wie entstand diese Bachteilung? Die Motivierung fehlt in dieser Fassung. Wem gehört nun die Insel mit dem Streitwald? Der Streit ist sinnlos, da des Kramppmeiers einziger Sohn und des Laubmüllers einzige Tochter längst miteinander im reinen sind. Aber zwei Winkeladvokaten sorgen dafür, daß die Kampflust nicht erkalte. Sie türmen Aktenstöße auf, die Kinder dafür Liebesbriefe, die der alte Einleger Natz, die Lustspielfigur des vertrauten Boten, fleißig hin- uns herträgt. Eines Abends entführt der Kramppmeiersohn dem Streitwalde einen prächtigen Stamm und setzt ihn seiner Liebsten als Maibaum; sein Vater, darüber wütend, will ihn fällen, kommt aber dabei selbst zu Falle und der Baum erdrückt ihn beinahe. An seinem Krankenbett findet eine ganz unmögliche, aus Lustspielmotiven zusammengesetzte Gerichtsszene statt: die Halsstarrigen werden endlich durch die Akten des Streitfalles — Natz hatte die Liebesbriefe untergeschoben — versöhnt. Das Stück blieb dem Dichter lieb. Es scheint sich schon in jener ersten Sendung an Heckenast befunden zu haben, unter dem gleichen Titel aber mit mancherlei romantischen Zutaten. Später wurde daraus die großangelegte, gut motivierte Novelle „Der Waldstreit“ — oder wie sie in der Jankeschen Ausgabe hieß „Wie sie lieben und hassen“. Auch an die Dramatisierung des Stoffes dachte der Dichter. Er scheint die Absicht gehabt zu haben, hiefür Anzengrubers Rat einzuholen (Vgl. Anzengrubers Brief an Rosegger vom 25. Juli 1873) indes wurde der Plan wieder fallen gelassen.

Über das „Enkelkind“ ist nicht viel zu sagen. Es ist die ins Hochdeutsche übertragene Geschichte vom Annamiadl aus „Tannenherz und Fichtennadeln“. Die ärgsten Schauermotive fielen weg, in Stil und Darstellung ist manches geglättet worden. Mit dem vorhergehenden Stücke hängt es insoferne zusammen, als es sich wieder um einen Prozeß handelt, der diesmal um eine Wiese geht. Der Prozeß wird vom Bachreiner verloren, was ihn Habe und Verstand kostet. Es kommt zur Versteigerung, deren Schilderung fast an die „Einöd“ erinnert, und der junge Bachreiner, der inzwischen die Pechertochter geheiratet hat, muß aus dem Vaterhause. — Die Ankunft eines Enkels gibt dem Alten den Verstand wieder, er findet jetzt das Geld, das er früher irgendwo verborgen, und es wendet sich alles zum guten.

Hoch über das Niveau dieser drei Erzählungen erhebt sich „Das Paradeisg'spiel“. Vorbereitung und Aufführung des Paradeisg'spieles ist der Stoff. Die alten Volksschauspiele und Bauernkomödien kommen noch in gewissen Gegenden Steiermarks von Zeit zu Zeit zur Aufführung. Hören wir, was Schlossar („Das Volkslied und Volksschauspiel der Deutschen“, pag. 187, Band Steiermark der österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild) darüber sagt: „In den oft uralten Texten dieser Volksschauspiele steckt ein gut Stück Poesie. Es sind einige geistliche Spiele, zum Teil in der Mundart abgefaßt, darunter, welche die Einwirkung der Fastnachts- und geistlichen Gelegenheitsspiele des XV. und XVI. Jahrhunderts deutlich nachweisen und damit auf ihr hohes Alter deuten.

So bietet das Paradeisg'spiel, welches die Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradiese zum Gegenstande hat, Verse voll Kraft und Ursprünglichkeit und eine prägnante Charakteristik der Personen, zu denen außer Adam und Eva Gott Vater, Gott Sohn und mehrere personifizierte allegorische Gestalten, Luzifer und die Schlange gehören.

In ähnlicher Weise sind das Spiel von der Geburt Christi, das sogenannte „Krippelspiel“ und das „Schäferspiel“, welches die Rettung des verlorenen Schäfleins durch den guten Hirten darstellt, beide ganz in Versen abgefaßt.“ Daß Rosegger das Paradeisspiel in seiner Heimat öfters gesehen haben mag, ersehen wir aus einer Mitteilung an Hamerling: (Ende Jänner 1876) „Ich gehe heute nach Krieglach, weil dort von Bauern das Paradeisg'spiel und das Schäferg'spiel aufgeführt wird.“ — Krieglach heißt hier Wensgau. Wie sich die Bauern von Wensgau in ihre Rollen einleben, das ist ein Stoff, in dem der Humorist sein ganzes Können zeigen kann. Und er zeigt es. Der Wensgauer Gottvater, der Großbauer und Dorfrichter Kirchrigler, der Luzifer-Schneider, der Erzengel-Bader, das sind köstliche Dorftypen. Sorge machen dem artistischen Leiter, dem Luzifer-Schneider, alle Jahre Adam und Eva, weil die immer „neu“ sein müssen. Diesmal steht's besonders schlecht. Der Gottvater-Kirchrigler gibt seine Tochter

nicht zur Eva her — höchstens zum Adam. Dafür bestimmt der tückische Luzifer-Schneider ihren Verlobten, Schulmeisters Alex, zur Eva — und das Paradeisspiel geht von statten. Freilich kommt es auf der Bühne zu einem unvorhergesehenen Konflikt zwischen Gottvater und den ersten Menschen, da diese ihre Rollen zu natürlich spielen, mit der Reputation des Paradiesspieles ist es aus, aber was zusammengehört, hat sich gefunden.

Heimatserinnerungen, freilich ganz anderer Art, schwebten dem Dichter auch vor, als er das tendenziöseste Stück der ganzen Sammlung schrieb, den leidenschaftlichen Protest gegen das Missionswesen auf dem Lande, den „Müller von Falkenbach". Die Namen weisen auf des Dichters engere Heimat hin: Teufelsstein, Falkenbach (Fischbach. Falkenstein), Birkenheide (Birkfeld). Dort scheint einmal eine Mission eine Art von religiösem Fanatismus in der Bevölkerung erregt zu haben, der öffentlichen und privaten Wohles nicht mehr achtete. — Berichte über diese Mission (vom Jahre 1855) finden sich Heimgarten IX. 721 ff, XXIX 4 f. Der erstere schildert ohne viel Polemik die ungeheure Wirkung der Missionspredigten auf die schier zahllosen Zuhörer, namentlich auf das Gemüt des gottesfreudigen Waldbauernbuben. Die Missionäre werden in ihrem Wirken im ganzen durchaus würdig hingestellt, nur wird auf ihre Intoleranz und ihre Verachtung gegen Schule und Fortschritt hingewiesen. Eines aber vergißt ihnen Rosegger nicht: Ihre Predigten haben ihn — so heißt es in jener Erinnerung — auf ein halbes Jahr zum Zeloten gemacht, zum Eiferer wider Juden und Protestanten und laue Katholiken. Die Reaktion auf diese Erinnerung ist nun wieder ein Zelotismus, nämlich gegen die Missionäre selbst. Liebe für den Fortschritt, freies Denken, namentlich aber weichherzige Humanität haben diesen Eifer — er gerät leider auf Abwege — im Dichter entfacht.

Das äußere Zeichen der Mission ist das nackte Kreuz, das vor der Kirche errichtet wird, das Kreuz ohne Heiland. Ein solches Zeichen ist unserem Dichter, der in jener Zeit mehr der Bekenner eines auf dem Christentume basierenden Humanitätskultus ist, das Symbol eines Christentums, das den Menschen nicht den Gott der Liebe, sondern den des Zornes verkündet. Dieses Kreuz ohne Heiland gepredigt und damit einen Selbstmord verschuldet zu haben, ist im „Waldschulmeister" der Inhalt der furchtbaren Selbstanklage des Einspanig: dieses Kreuz ohne Heiland predigt in dieser Novelle Pater Ignatius und auch hier ist ein Selbstmord die mittelbare Folge. Solche Missionspredigten werden mitgeteilt, sie zeigen ein außerordentliches rhetorisches Talent des Dichters. Aber in der Darstellung der Folgen der Mission wird die Tendenz zu dick unterstrichen, die Effekte werden gehäuft, der Dichter überschreit sich. — In seinem vertrautesten Milieu befindet sich Rosegger, wenn er die Verwilderung des Gemeinwesens schildert, die Gottlosigkeit vor der Mission und den religiösen

Übereifer nach derselben. Aber auch in dieses Dorf kommt der Fortschritt und bringt landwirtschaftliche Maschinen, Blitzableiter, Postverkehr und insbesondere — die Schule. „Im Dorfe bauen sie an einem neuen Schulhause; das bekommt vier Klassen, eine Turn- und eine Singschule und ein physikalisches Kabinett.

Wer bringt den Fortschritt? Der Vorkämpfer für die Versöhnung der streitenden Kirchen meldet sich schon dreißig Jahre vor dem Buche „Mein Himmelreich", wenn er als die Bringer einer besseren Zeit den toleranten und menschenfreundlichen neuen Pfarrer und den jungen Müller, einen eingewanderten Protestanten, hinstellt.

Der „Palmkatzelkrieg" ist an sich unbedeutend genug, lehrt uns aber den nimmermüden Fabulierer von einer neuen Seite kennen. Um ein öffentliches Ereignis, das auch bis ins Gebirge hinein bekannt wird, rankt sich ein Geplauder, ein Geschichtlein. Das kommt vom Kalendermachen. Hier handelt es sich um die Vermählung der Erzherzogin Gisela mit dem bayrischen Prinzen Leopold. Ein Herrgotteltrager bringt die Nachricht in ein Salzburger Grenzdorf und hilft zwei jungen Leuten, einer Österreicherin und einem Bayern aus arger Not. Denn der Bayernhaß des alten Salzburgers hätte ohne dieses maßgebende Beispiel seine Tochter nicht glücklich werden lassen. Freilich wäre einzuwenden: warum hat man denn dem polternden Alten nicht das um neunzehn Jahre ältere Beispiel einer fürstlichen Heirat über die bayrische Grenze vorgehalten?

Zur hohen Erzählungskunst erhebt sich der Dichter im „Dreigespann des Todes." Zugrunde liegt das uralte Motiv „Weh dem Reichen, der dem armen Anrainer sein Grundstück wegnimmt!" In der ergreifenden Geschichte vom armen Sannerl hatte der tote Verwalter einen armen Holzknecht aus dem Grabe verdrängt und des Holzknechtes Witwe hatte sich darob ein Leid angetan. Im „Dreigespann des Todes" nimmt der reiche Herr Berger seiner armen Nachbarin, der Pfründnerin Plona das Häuslein weg, um es niederzureißen, weil es sein schönes Anwesen „verschandelt." Die Plona geht ins Wasser, ruft aber ihren reichen Nachbar in die Ewigkeit nach. Ein halb irrsinniger Greis hält diesem in furchtbarer Gewitternacht seine Sünden vor und Schreck und Aufregung bringen Herrn Berger ins Grab. — Die Liebe zu den Armen und Bedrängten spricht aus der ernsten Erzählung und der tief empfundene, traurigen Erlebnissen entsprungene Groll gegen die hartherzigen Dörfler, die den Armen noch ärmer zu machen bestrebt sind.

Die „Harfe im Walde" ist der erste Entwurf der späteren klassischen Novelle, mit denen die „Ausgewählten Werke" eröffnet wurden, der „Harfenspieler." Die Motive sind uns nicht fremd:

die Köhlerhütte im Walde, ihre Bewohner und ihre Gäste, letztere meist Wildschützen. Das gibt dem Dichter, der uns zu ihnen führt, Gelegenheit zur Schilderung des Bergwaldes und zu einem Sittenbilde. In diese Köhlerhütte kommt ein verirrtes Musikantenpaar, Gestalten, denen Rosegger immer seine Sympathie zuwendete. (Vgl. „In der Einöde“, „Das Reich Gottes“ u. A.)

Die alte Harfnerin stirbt auf dem Dachboden der Hütte, während ihr Mann unten zum Tanz aufspielen muß; denn des Köhlers Tochter heiratet. So ist Leben und Tod unter einem Dache. Leichenbegängnis und Hochzeitsvorbereitungen geben Anlaß zur Schilderung von Volksbräuchen. — Seine Tendenzpfeile bringt Rosegger auch hier an: Die Harfnerin wird als Protestantin (sie kam aus Böhmen) vom katholischen Pfarrer nicht auf dem Friedhofe beerdigt. —

Das Thema der Unterhaltung am Branntweintische in der Köhlerhütte ist dasselbe, das wir aus dem Wanderbilde „An der Lamming“ kennen: vom großen Kriege ist die Rede und vom Haß gegen die Franzosen und der Pechhacker, dessen Sohn bei Königgrätz gefallen, ist der ärgste Franzosenhasser. Das ist nicht ohne politischen Beigeschmack. Rosegger will auf die Stimmung des Volkes in jener Zeit hinweisen, das zwar die Wunden von 1866 noch nicht verschmerzt hatte, aber noch viel weniger zu einer franzosenfreundlichen Haltung hätte bewogen werden können. An der Lamming sagt der Holzmeister: „Der Österreicher kann ein Deutscher sein, aber der Österreicher kann kein Preuße sein. Und wenn der Österreicher ein Deutscher ist, so muß er wachen, daß Deutschland nicht zu Schaden kommt und weil der Österreicher kein Preuße ist, so muß er sich wehren, wenn Preußen dem Haus Österreich die deutsche Ehre und das deutsche Recht nehmen will, wies im Sechsundsechziger-Jahr geschehen ist.“ Und darauf der Halter: „Ein wenig Schläg' tut der Preuß schon verdienen, aber wenn der Franzos hereinkommt, da sind wir auch noch auf — —“ und wütet gegen die Franzosen und reißt sein breites Messer aus der Scheidentasche und stößt es in die Tischplatte, daß die Gläser klirren. Genau so in der „Harfe im Walde.“ Dabei ist zu erinnern, daß die von Svoboda geleitete „Grazer Tagespost“ das erste österreichische Blatt war, das schon zu Beginn des deutsch-französischen Krieges entschieden und leidenschaftlich für die deutsche Sache eingetreten war. (Heimgarten XXVI. 773.)

Anfang Mai 1894 wurde die ganze Welt durch das Lurlochereignis eine Woche lang in Atem gehalten. Geschildert hat es der Hauptsache nach Rosegger schon mehr als zwanzig Jahre früher. Was die „Höhlenforscher“ im Lurloch erlebt, das erlebten Otto und Anna in einer Pfingstnacht im Drachenloch. Trotzige Verwegenheit hatte dort wie hier das Unglück verschuldet, werktätige Menschenliebe dort wie hier Rettung gebracht. — Otto,

des Werksherren übermütiger Sohn, soll Anna, die anmutige Waldhüterstochter, über den Fluß nach Hause führen. Mitten auf dem Wasser will er von seinem trutzigen Schatz ein verheißendes Wort, wird aber spöttisch abgefertigt und wirft nun das Ruder in den Fluß. — Die beiden treiben ins Drachenloch, eine unterirdische Höhle, in welcher der Fluß verschwindet, und werden erst nach vieler Angst und Qual gerettet. Für den Dichter bedeutet es eine Art Farbenstudie; zum erstenmal erprobt er seine Virtuosität in der Schilderung furchtbarer, elementarer Gewalten. Die nächtliche Bootfahrt auf dem Flusse, das Hinuntersausen ins Drachenloch und der Aufenthalt in der Unterwelt — das sind Kabinettstücke landschaftlicher Schilderung. Farben und Formen mögen dem Dichter von dem Besuche der Adelsberger Grotte her in Erinnerug geblieben sein.

Über die anderen Stücke der Sammlung können wir uns kurz fassen. „Der rote Natz und die ewige Jüdin“ und „das Kreuz am Dornstrauch“ gehören in die Gattung gruseliger Kalendergeschichten — in den „Ausgewählten Schriften“ sind sie nicht zu finden; „Die beiden Trommler“ ist ein lustiges Schwänklein, das die Hypothese von der Gewichtlosigkeit der Schneider glänzend widerlegt und darum in die „Lehrjahre“ aufgenommen wurde („Ein guter Zeitvertreib“ Waldheimat V., 131); „Maria unter der Linde“ ist bekannt geworden unter dem Titel „Das Mirakelkreuz. Eine dramatische Idylle“, in welcher Form es später in die „Feierabende“ aufgenommen wurde. Der Brandsteiner hat in Todesgefahr sein Kind Gott versprochen; Rosa mag aber nicht ins Kloster, den Alten reut sein Versprechen und er wartet auf ein Zeichen von oben, das ihn seines Gelübdes entbinde. Das Zeichen erscheint, d. h. der Großknecht bläst auf dem Baume, unter welchem Vater und Tochter verhandeln, des Alten Brautlied und das wird geschwind als „Schickung“ gedeutet. „S' mueß a Schickung sein“ damit tröstet sich ja auch Anzengrubers Meineidbauer. Anzengrubers blutiger Sarkasmus erscheint bei Rosegger zum gutmütigem Spotte gemildert. Am 23. April 1873 schreibt Anzengruber an Schlögl: „ . . Übermorgen zu Martinellis Auftreten, Roseggers Mirakelkreuz und Gründorfs Nihilisten finden Sie mich bestimmt im Sperrsitzgang links“ — und am 5. Mai 1873 gratuliert er seinem Freunde zu dem Erfolge und wünscht, Rosegger möchte von Zeit zu Zeit das Publikum mit solchen netten Holzschnitzereien erfreuen. Die Dramatisierung der Idylle ist also wohl ebenso alt als die Erzählung.

„Ländlicher Liebe Lust und Leid“, gibt eine ernste Antwort auf die Frage, die man nach der Samstagnacht stellen könnte — — Was nun? Entlassung aus dem Dienste, notgedrungene Heirat, bittere Armut, Not und Verzweiflung. Das Stück wurde später geteilt. Der Anfang, Schilderung des ermüdenden Haferschnittes und der wohlverdienten Feierabendfreude, ging in das „Volks-

leben“ über, die Mitte — die Samstagnacht — ergab ein übermütiges Gedichtchen („Da Heuschreck“) für die Neuauflage von „Zither und Hackbrett“, der Schluß, der die Folgen berichtet, ein dankbares Motiv für die „Dorfsünden“.

„Die kalte Braut“ weist auf die Vorgeschichte zur „Alpenhütte“. Eine kalte Braut nennt man eine Verlassene, insbesondere eine am Altare beim Ja-sagen verlassene Braut. Dieses tragische Erlebnis hatte die Sennerin Katharina dem alten Kapitän erzählt — hier wird es mit anderen Personen weiter ausgeführt.

Die beste Leistung der ganzen Sammlung ist „Der Mann mit den dreizehn Talern“, die Geschichte jenes Sonderlings, den in glücklicher Jünglingszeit plötzlich namenloses Unglück getroffen und der nun sein ganzes, langes Leben sich zu keinem Hoffen, zu keinem Entschluß, zu keiner Lebensfreude mehr aufraffen kann und in quietistischem Hindämmern seine Tage verbringt. Mit einer Meisterschaft, die nicht alle Stücke dieser beiden Novellenbände ahnen lassen, entledigt sich hier Rosegger der Aufgabe, eine Geschichte zu erzählen, die eigentlich aus lauter retardierenden Momenten besteht.

Über die Entstehung der „Schriften des Waldschulmeisters“ liegen schon jetzt mehrere Zeugnisse vor. Es wurde bereits auf jenes Bekenntnis Roseggers in „Mein Weltleben“, pag 145 ff. hingewiesen, nach welchem an einem Märztage 1872 die Betrachtung eines Erdbeerblattes eine Ideenreihe befruchtete, deren Gefangener der Dichter von nun an war und die endlich den Titel eines Buches inspirierte, das noch nicht geschrieben war — „Die Schriften des Waldschulmeisters“. Es wurde auch gezeigt, wie solche Ideen im Dichter schon früher lebten und wahrscheinlich auf die pflanzenpsychologischen Vorträgen Dawidowskys zurückgehen. Im Winter 1872 ging Rosegger an die erste Ausarbeitung des Planes. Die Arbeit hat ihn ganz erfüllt und er hat schon im Frühling 1873 seinem Freunde Anzengruber in sentimentalischer Form Andeutungen darüber gemacht: „Ich werde eines Tages tief, tief in den Wald gehen, so tief, wo noch kein Mensch vor mir gewesen war und da werde ich eine wilde Waldrose finden, wie sie noch kein Mensch gesehen hat vor mir und diese werde ich der Welt bringen“. (Vgl. Brief Anzengrubers an Rosegger, Wien, 31. Jänner 1875.) Der Brief, mit dem Anzengruber (27. Mai 1873) antwortet, wiederholt die Worte Roseggers mit freundschaftlicher Ironie: „Ich bin kaum sechs Tage hier (in Breitenfurt, südlich von Tullnerbach), das Wetter hat sich dabei greulich angelassen, nichts als Regen und abermals Regen und zur Abwechslung ein wenig Tröpfeln! Doch war ich schon dreimal im Wald und werde ihn öfter und öfter aufsuchen, tiefer und tiefer hineingehen, so tief

wie kein Mensch noch gewesen ist, und da werde ich eine wilde Rose — — — — Ja so, diese wilde Rose in tiefster Waldeinsamkeit suchen ja Sie; der Zukunfts-Rosegger hat sich keine blaue Blume der Romantik vorbehalten, er sucht die wilde Rose und er wird sie finden, gewiß, sicher, nicht heute, nicht morgen, aber eines schönen, ruhigen Tages, tief im Walde, auf dem weichen Moose, rings umgeben von hohen Stämmen, in deren Blättern das Sonnenlicht spielt, und bis er sie findet, geht sein Freund Anzengruber in den Wald, um in Blätterduft und Kühle den künftigen Freund recht verstehen zu lernen und ihn freudig begrüßen zu können“.

Ein erster Entwurf war dem treuen Berater Svoboda noch im Laufe des Jahres 1873 vorgelegt worden. In diesem Jahre hatte man im Grazer Landesschulrat die Absicht, dem Dichter die Stelle eines Volksschulinspektors in Obersteier anzubieten. Rosegger kam zu keinem Entschluß. Am 6. Dezember 1873 schreibt er an Svoboda: „Ich habe große Neigung für das Schulfach und ich bin noch so viel Idealist, daß ich meine gegenwärtige, angenehme Stellung mit Freuden hingäbe, daß ich im schlimmsten Falle der Schriftstellerei entsagen wollte, wenn ich wüßte, daß ich für das Wohl der Schule unseres Landes Wesentliches wirken könnte. — Wenn ich jedoch als Schulinspektor etwa nur eine Figur sein sollte, die man nach Belieben und Bedarf hin- und wiederschiebt, die keinen Einfluß hat, wohl aber Verpflichtungen und Verantwortungen gegen unten und gegen oben, dann würde ich freilich meine gegenwärtigen, wenn auch nicht sorglosen Verhältnisse zehnmal vorziehen“. Rosegger hat das warnende Beispiel Stifters vor Augen, zieht nähere Erkundigungen ein und lehnt schließlich ab. (Vgl. Heimgarten 28. 934 ff.). Konnte er den Waldschulmeister also nicht leben, so wollte er ihn wenigstens schreiben und wie er mit aller Kraft praktisch für das Schulfach tätig gewesen wäre, so wollte er nun alle Kräfte für die Vollendung dieses Buches anspornen. Jener obengenannte erste Entwurf erfuhr Svobodas strenge Kritik. Und Rosegger schließt eben diesen Brief vom 6. Dezember 1873 mit folgendem Passus: „Über meinen „Waldschulmeister“ wage ich nicht mehr zu sprechen; das Buch scheint Ihnen keinen Eindruck gemacht zu haben. Nun will ich es eine Weile liegen und recht reifen lassen; ich will darüber speziell noch Studien machen. Schon bisher habe ich an dieses Buch meine reinsten Absichten gelegt, das ist aber nur der erste Anflug; der „Waldschulmeister“ muß mein Meisterwerk werden.“ —

Im August 1874 trafen Anzengruber und Rosegger in Mürzzuschlag zusammen, und dieser versprach jenem, „ein fürtreffliches Werk zu senden, daß er sein Gemüt daran erquicke“. Damals wurde dieses Werk in Druck gelegt. (Vgl. auch Brief an Hamerling vom 28. VIII. 1874, und Hamerlings Antwort vom 18. XI. 1874, Heimj. 26, 458 f.). Anzengruber erinnert (Brief vom 9. XI. 1874) Rosegger an sein Versprechen, erhält das Buch, zeigt sich aber nicht ganz befriedigt (Brief vom 31. I. 1875 „— — — — Rosegger

war im Walde gewesen, wenn auch noch nicht so tief, wo noch keiner vor ihm gewesen war, aber doch tief genug, daß auf seinen Weg ein Blatt jener Rose hingeweht wurde, und dieses Blatt nannte er „Schriften des Waldschulmeisters“. — Eine eingehende Besprechung Anzengrubers folgte im Neuen Wiener Abendblatt vom 8. Febr. 1875.

Kennen wir nun diese Daten der äußeren Entstehungsgeschichte des Buches, so fragen wir nach der inneren: Wie hängen „Die Schriften des Waldschulmeisters“ mit Roseggers früheren Büchern zusammen und inwiefern bedeuten sie den Abschluß einer Periode in Roseggers Schaffen? Eine Analyse einzelner Momente des Werkes, dessen Inhalt im übrigen als bekannt vorausgesetzt wird, soll darauf Antwort geben.

In Andreas Erdmann hat die Überzeugung Roseggers Leben und Gestalt gewonnen, die seine ganze erste Schriftstellerperiode charakterisiert: Ausgleich von Kultur und Natur. Zurück zur Natur! ist der eine Ruf, den er erschallen läßt, und der nächste: Veredlung des Volkes, das ja die „lebendige Fortsetzung der elementaren Gewalten, die menschgewordene Natur“ vorstellt, durch die Kultur, durch die Humanität!

Mit der Flucht aus der weiten Welt in die Einöde beschlossen Stifters Heideknabe und Heidepeters Gabriel den ersten Abschnitt ihres Lebens, mit der Flucht aus der Welt in die Waldeinsamkeit fängt Andreas Erdmann den zweiten des seinen an. Nur ist er schon früher weltsatt geworden als seine Vorgänger. — Wie Rosegger, so war auch Andreas Erdmann etwas verspätet auf dem Umwege über eine Buchhandlung in eine höhere Schule gekommen. An diese Schulzeit denkt Andreas nur mit Ingrimm zurück und Roseggers Unmut über einen unsinnigen Schulbetrieb, den er wohl kaum aus eigener Erfahrung kennen lernte, wettert in zornigen Perioden. — — „Und wollt's ein deutscher Bursche einmal versuchen, seine reinen Mutterlaute wieder zu Ehren zu bringen, allsogleich taten die hochgelehrten Herren zu Dutzenden herbeistürzen mit ihrem Griechisch und Latein, um mit dem toten Buchstaben der toten Sprachen auch den deutschen Laut zu töten. Ich weiß recht gut, welch hohen Segen die Sprache des Homer und Virgil für unsere arg geschändete deutsche Zunge in sich trägt; davon zeugt unser Klopstock und Schiller. Aber die gelehrten Pharisäer, von denen ich rede, gehen auf den Buchstaben und nicht auf den Geist. Mit überflüssigen Dingen pferchen sie uns den Kopf voll — — —“ Und der Unwille regt sich wieder, als er — schon in den Winkelwäldern — die Blumen betrachtet, stunden- und stundenlang und keine Beziehung findet zwischen dem toten Blatt im Buche und dem lebendigen im Walde: „Da sagt das Buch von der Genziane, diese Pflanze gehöre in die fünfte Klasse, unter dieser in die erste Ordnung, komme in den Alpen vor, sei blaublütig, diene zur Medizin. Es spricht von einer Anzahl von Staubgefäßen, von Stempel- und Fruchtknoten usw. Und das ist der arme Genziane Tauf- und Familienschein. O,

wenn eine Pflanze ihre eigene, mit eitel Ziffern gezeichnete Naturbeschreibung selbst lesen könnte, sie müßte auf der Stelle erfrieren. Die ist ja frostiger als der Reif des Herbstes."

Rosegger, der in einer subjektiven Einschaltung in „Der Adel im Dorfe" so beredt vom Segen der Naturwissenschaften gesprochen hatte, weiß ganz gut, daß sein Andreas einseitig urteilt. Aber über die Auswüchse einer veralteten Unterrichtsführung (fragt sich nur, woher er sie kannte!) mußte auch einmal ein Wörtlein gesprochen werden! — Andreas bricht seine Studien ab, wird Soldat, kämpft in den Napoleonischen Kriegszeiten für und gegen die Franzosen und erlebt mancherlei Leid und Mühsal Dann tritt er, kaum 24 Jahre alt, vor seinen ehemaligen Gönner den Herrn von Schrankenheim, und sagt: „Herr, ich kenne die Welt und bin ihrer satt . . ." und mit den Zuständen dieser alten Welt zerfallen, will er in der Wildnis eine neue gründen.

Das Stadtleben ist ihm ein sinnloses Jagen nach Genuß, das alle Harmonie der Kräfte zerstört. Im Walde will er sich wiederfinden und wandert „hochbetagt von innen" in die Wälder der Winkel. Ist diese Weltflucht wirklich das Ergebnis von Welterfahrung?

Es ist eigentümlich, wie schnell die Roseggerschen Helden jener Zeit die Welt kennen lernen; sie erleben und erlernen manches, sehen in verschiedene Lebensverhältnisse hinein, halten Zufälligkeiten für typische Erfahrungen und im Jünglingsalter noch ist ihr Urteil schnell fertig.

Wie kann nun in so oberflächlicher Welterfahrung so tief die Weltflucht wurzeln? Sie wurzelt eben anderswo.

Gabriel Fels und Andreas Erdmann sind einsame Menschen. Immer und überall fühlen sie einen Gegensatz zwischen sich und den Menschen um sie, offenbaren sich ihrer Umgebung immer weniger und ziehen sich immer tiefer in sich selbst zurück. Sie suchen das Reich Gottes auf Erden, suchen es in den Herzen der Menschen — wollen aber einsam sein. Andreas ist in den Wald geflohen und organisiert dort eine Waldgemeinde; aber auch in dieser bleibt er einsam. Er tritt den Menschen — den Reimrüpel vielleicht und den Einspanig ausgenommen — nur äußerlich nahe; das Beste, was in ihm lebt, kann er niemandem mitteilen, drum vertraut er es den verschwiegenen Blättern seiner Schreibtischschublade an — wie jener Ulrich Bräcker, der „arme Mann in Tockenburg", dessen Selbstbiographie Rosegger mit der größten Ergriffenheit gelesen,[13]) und wie jener Dr. Augustin, dessen Mappe sein „Urenkel", der Dichter der Studien, herausgegeben hat. Dieser Hang zur Einsamkeit hat in dem Jüngling die Weltflucht gezeugt; im reifenden Mann erweckt er die Sehnsucht. Denn im Walde liegen oder auf dem Grauen Zahn sitzen und alles um sich vergessen und die eigene Seele aufgehen lassen in der Seele der umgebenden Natur, das ist eigentlich die intensivste Lebensäußerung dieses merkwürdigen Mystikers, dieses trotz allen Arbeitens und Schaffens durchaus quietistisch veranlagten Menschen. In dieses

Sichselbstvergessen zittert der Ton eines fernen Glöckleins „. . . Es ist wo ein Glöcklein im Weltenraum, wir wissen nicht, im Erdengrund hienieden oder im Sternenkranze — das ruft uns allerwege. Und zur ruhsamen Stund' erfaßt unsere Seele den traulichen Klang und sehnt sich — und sehnt sich." So entsteht die Sehnsucht. „Kaum nach dem Fieber der Welt zur Ruhe gekommen und mich des Waldfriedens freuend, drängt es schon wieder, einen Blick in die Ferne zu tun, so weit des Menschen Auge kann reichen" — und auf dem Grauen Zahn fliegt die Sehnsucht in unendliche Fernen „. . . Wenn ich so ein Wesen tät sein, das sich an den Sonnenfäden könnt' emporspinnen in das Reich Gottes . . ." Später, als ihn ein Augenleiden bekümmert, sagt er: „In meiner Seele ist zuweilen eine so seltsame Empfindung; Sehnsucht nach dem Weiten, nach dem Unbegrenzten ist nicht ganz der rechte Name dafür; Durst nach dem Lichte möchte ich sie heißen."

Mit dieser großen Sehnsucht im Herzen geht der einsame Mann seinen Weg weiter: er geht nicht mehr hinaus in die Welt, er führt sein Werk mit Entsagung und Ergebung fort und ihm wird das Ende, von dem er so oft geträumt. Auf dem Grauen Zahn schwingt sich seine Seele hinaus in den unendlichen Raum. —

Die Weltflucht des Einsamen gereicht anderen zum Heile. Andreas Erdmann ist Lehrer geworden. Aber nicht einer, der bloß Schule hält, sondern einer, der das Volk lehrt, wie und wo er kann. Er vereinigt die in den Winkelwäldern verstreut wohnenden Menschen zu einer Gemeinde, macht diese zu einem Gliede des Staates und bindet sie, so gut es eben geht, durch eine Straße, es ist wohl nur ein armseliger Fahrweg, an die weite Welt. So kommt Kultur in die Ödnis der Winkelwälder — doch nur soviel, daß das Echte, Bodenständige nicht untergeht, die Ursprünglichkeit des Volkstums erhalten bleibt.

Wie gelingt das alles? Mit Humanität. Andreas lernt zuerst auf weiten Wald- und Bergwanderungen Land und Leute kennen, er erwirbt sich das Vertrauen der rauhen Waldleute durch die selbstlose Liebe, mit der er ihnen entgegenkommt, er tut Gutes, wo er nur kann, er gibt allen Namen, baut — wie jener Pfarrer im Gewände — Kirche und Pfarrhaus und endlich auch die Schule. Um diese drei Häuser gruppieren sich allmählig andere und das Dorf bekommt einen Namen: Winkelsteg. Von Schule und Lernen eigentlich im ganzen Buche recht wenig die Rede. Im ganzen Mann verkörpert sich eben Roseggers Wirken für die Neuschule — und je besser ihm das ganze Buch gelang, desto besser glaubte ja der Dichter für praktisches Wirken als Schulmann Ersatz zu leisten.

Indem Andreas Land und Leute kennen lernt, in einer Einöde, deren Bewohner entweder dem Kulturleben entflohen sind oder von einem solchen noch nichts gehört haben, zieht das Volksleben in Steiermark, zumal das der Hintergebirgler, noch einmal an unseren Augen vorüber. Vor den eigentlichen tage-

buchartigen Aufzeichnungen werden uns in einzelnen stimmungsvollen Kapiteln der Wald und seine Bewohner vorgeführt. Freilich werden schon in den ersten Aufzeichnungen Sitten und Gewohnheiten geschildert, die wohl nur der landeskundige Dichter alle wissen konnte. Und auch in der Art und Weise der Schilderung lacht dem ernsten Andreas manchmal der Dichter, der Schalk, über die Achsel. So, wenn er des Pechers Heim schildert: „Hinter dem Schrank hängt das Schießgewehr. Tritt einmal der herrschaftliche Jäger in's Haus und sieht er's, so ist's gut — eine Waffe muß sein, im Wald gibt es Wölfe. Sieht er's nicht, so ist's besser. Bei des Pechers Hauswirtin ist's auch so; sieht man sie, so muß man bedenken, daß im vierzigsten Jahr bei niemandem ein neuer Frühling anbricht, daß, wie das Sprichwort sagt, am Halse ein Kropf besser ist als ein Loch, daß einäugig nicht blind und daß ein wenig Säbelbeinigkeit weder Schande noch Prahlerei ist — sieht man sie nicht, so ist's besser“.

Nach diesen allgemeinen Studien werden einzelne Gestalten in engerer oder weiterer novellistischer Umrahmung vorgeführt — nach den Sittenbildern kommen die Geschichten und Gestalten; der schwarze Matthes, der Reimrüpel, der Einspanig, die Geschichten vom verschwundenen Kind Lazarus, Hochzeiten und Sterben im Walde. Sonderlinge sind's zumeist, die den einsamen Wanderer zum Verweilen nötigen; der wunderlichste ist der Waldsänger, der Reimrüpel — ein Evangelimann im Urwald, der alles in Reimen sagen muß, in poesiegesättigten Makamen; der Reimrüpel, in dem „das allwaltende, allumfassende und unfaßbare heilige Sängertum des Volkes seine Verkörperung gefunden hat“. Der Einspanig erzählt uns in seiner „Antwort“ die Geschichte eines Priesters, der schuldig wurde im Sinne Roseggers, schuldig aus Mangel an Menschenliebe und der nun sühnt — durch opferfreudige Humanität, „den Armen im Geiste ein Helfer und Freund zu sein.“[14])

Die tagebuchartigen Aufzeichnungen schildern nun das Werden der Gemeinde. Von besonderem Interesse ist der Kirchenbau. Da gibt es keinen geschmacklosen Prunk, alles ist einfach und zweckentsprechend; kein Altarbild,[14]) sondern über dem Altartische das uralte Kreuz, das im wilden Felsentale durch Menschenalter gestanden und das der Waldschulmeister mit dem Reimrüpel herabgetragen hat. „Unter den Leuten werden Äußerungen gehört, das sei das wahrhaftige Kreuz des Heilandes. Wenn sie Trost und Erhebung in diesem Gedanken finden, dann ist es, wie sie sagen.“ Das ist dieselbe psychologische Wundererklärung, die heute, dreißig Jahre später, mit Befremden im Jesubuche wahrgenommen wird. Am meisten freut sich der Waldschulmeister, als zum erstenmale der Klang der Glocken durch die Wälder dringt. „— — Der ewige Gottesgedanke, der allüberall weht und weilt, aber nirgends faßbar und in keinem Bilde und durch kein Wort ganz ausgedrückt werden kann, im klingendem Reiche der Glocke allein nimmt er Gestalt an für unsere Sinne und wird

faßbar unserem Herzen." — Die Kirche bekommt in dem Waldschulmeister ihren Organisten, im Einspanig ihren Pfarrer; ein Mittelpunkt ist da und die fernere Entwicklung geht ihren natürlichen Gang, nachdem noch die Geschläge gereutet und zu Ackerboden gemacht worden sind. In den Winkelstegern erwacht nun auch der Patriotismus — mehrere junge Winkelsteger wollen sich freiwillig zu den Soldaten anwerben lassen.

Einmal wirft die Welt wieder einen Müden herein — es ist der junge Gutsherr, des Andreas ehemaliger Schüler; auch der ist schnell weltsatt geworden und kommt zu genesen.

Der Schulmeister wird alt, begräbt die, die ihm bei seinem Werke geholfen, den Reimrüpel, den Einspanig. Die Winkelsteger können sich allgemach allein weiter helfen — sie vergessen des Einsamen. — Da überkommt diesen noch einmal das ganze namenlose Sehnen seines Lebens — er geht auf den Grauen Zahn, sieht, ehe seine Augen erlöschen, die weite Welt bis zum Meere und schläft ein — er „löst sich auf in Glanz und Sonnenlicht", wie Ulrich Bräcker, der „arme Mann in Tockenburg".

Bei diesem Buche braucht man nach keiner literarischen Tradition zu fragen. Zweifellos hat sich ja Rosegger durch Stifters „Mappe meines Urgroßvaters" und durch Bräckers Selbstbiographie anregen lassen; auch das äußere Thema, das Entstehen eines gesitteten Gemeinwesens zu schildern, war nicht neu; es mag im letzten Grunde auf Robinsonaden zurückgehen und ist seit Zschokkes „Goldmacherdorf" ein beliebter Stoff für moralische Erzählungen geworden. Doch damit hat Roseggers poesievollstes Buch doch eigentlich wenig zu tun. Es ist wieder ein Selbstbekenntnis, wie die „Einöde" und Parallelen und Originale aus des Dichters Leben könnten vielfach nachgewiesen werden. — Aber den „Waldschulmeister" schrieb Rosegger nicht unter dem Zwange eines äußeren Erlebnisses, von dessen Qual ihn die Dichtung befreien sollte. Es war ein glückliches Jahr für ihn, als er an diesem Buche schrieb — er konnte ungehindert von irgend welcher Sorge sein Bestes geben. Seine Seele genoß in jenen Tagen eines Glückes, von dessen Universalität er sich früher hatte keine Vorstellung machen können. Doch dieses lichte Glück barg in sich eine dunkle Ahnung. Aus jenem kam der unbegreifliche poetische Zauber in das viel bewunderte Buch, in dieser wurzelt das Thema: Sehnsucht und Resignation.



Anmerkungen.

[Die zitierten Briefstellen sind entnommen 1) den „Briefen von Ludwig Anzengruber“, herausgegeben von Anton Bettelheim, zwei Bände, Stuttgart, Cotta, 1902, 2) den „Vierzehn Briefen Roseggers an Friedrich Schlögel“, mitgeteilt von Anton Bettelheim in dem als Handschrift für Freunde gedruckten Geburtstagsheft des Heimgarten vom 31. Juli 1903, 3) dem im 26. Bande des Heimgarten veröffentlichten „Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und P. Rosegger“.]

1) Von Hamerling in einer in der „Grazer Tagespost“ erschienenen Besprechung als das Originellste und Gemütvollste in dem ganzen Büchlein hingestellt: „Trotz des ländlichen Stallduftes, den dieser Titel um sich verbreitet, wage ich zu behaupten, daß, wenn die Griechenseele eines Theokrit im steirischen Oberlande zur Verkörperung gelangt wäre, sie kein hübscheres Idyllchen als dieses produziert haben könnte.“

2) Schon aus der Mundart lassen sich — nur muß man da in seinen Schlüssen recht vorsichtig sein — viele Eigenheiten des betreffenden Volkscharakters erschließen. „Gibt es etwas Umständlicheres und zugleich dem Bedacht Zuträglicheres, als die drei jagglerischen Bejahungsformeln, wie sie uns Rosegger mitgeteilt hat?“ 1) „Segi wird aft sist wul sein já!“ 2) „Segi wird lad öppa namla hisch waur áh sein“ und 3) „Segi wird aft sist lad öppa namla hisch wul fruandla wohr áh sein, já!“ (Hans Grasberger „Dialekt und Dialektdichtung der Deutschen“ Band Steiermark der österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild). Ein so verklausuliertes Ja verpflichtet doch zu gar nichts. Bauernschlauheit kann sich nicht besser im Gewande der Einfalt zeigen als in diesem Ja. —

Vgl. dazu aus der Erzählung „Der Kaiserhansl:“ „Hat Er mit dem Mädchen was zu schaffen?“ fragte (Erzherzog) Johann den Burschen. Da versetzte dieser in seiner Verlegenheit: „Sonst just grad völlig nicht gar recht viel, aber — — — — —“

Für die Dialektbehandlung in „Tannenharz und Fichtennadeln“ ist bezeichnend folgende Stelle aus einem Briefe an Hamerling, Krieglach, 8. September 1869. — „Mein „Zither und Hackbrett“ erfährt bereits einen Vorwurf, den ich nicht ungerechtfertigt finde; nämlich den, daß ich in demselben hie und da Verstöße gegen die Mundart gemacht habe. Ich kenne die Fehler und gestehe, daß ich einiges absichtlich mehr dem Hochdeutschen genähert, was mir zwischen Hochdeutsch und alter Sprechweise in der Schwebe schien. Ich habe das deshalb getan, um den Dialekt etwas leichter verständlich zu machen.

„Sie werden, wenn Sie vielleicht schon einiges in meinem neuen Manuskript durchgesehen, gefunden haben, daß ich diese ungerechtfertigte Verdeutschung

bereits vermeide und mich möglichst nach der alten Mundart des steirischen Volkes halte. Die beste Gelegenheit, diesen Dialekt recht genau zu studieren, habe ich jetzt, wo ich in einer abgeschiedenen Gegend östlich vom Mürztal arbeite und schreibe. Ich bin sehr fleißig und habe bereits ein ganzes steirisches Idiotikon beisammen. Ich schreibe sehr viel in Mundart, und wenn ich es dann den Leuten vorlese, die in ihrem Leben keinen Buchstaben gelernt, so wundern sie sich, daß sie meine Schriften gar so gut verständen — gerade so wie einander.

„Ich möchte deshalb die baldige Veröffentlichung eines zweiten Bändchens wünschen, um es den Kritikern zeigen zu können, daß ich die Mundart so gut verstehe, wie irgend ein alter Stoansteira“.

3) Viel genannt in den Tagen des Kulturkampfes wurde der Name Peterzani, eines Priesters, der aus dem geistlichen Stande austrat und eine Zeitschrift herausgab „Die Wahrheit.“ Er gehörte zu dem Grazer Bekanntenkreise Roseggers. (Vgl. Briefe von L. Anzengruber, II. Band, pag. 272, Zu Nr. 91.)

4) Vgl. Brief an Hamerling, Gmunden, den 16. August 1869: „Ich bin auf meiner Fußreise bereits bis zum herrlichen Traunsee gelangt. Es waren schöne Tage, die ich über die steirischen Alpen verwanderte, und in den einsamen Tälern der Tauern habe ich viel Stoff für eine fleißige Feder gefunden. — Mein weiterer Reiseplan ist folgender: Ich gehe von hier nach Wels und Linz und komme den 21. d. M. nach Ischl zurück, wo ich mehrere Briefe poste restante erwarte. Von da gehe ich nach Salzburg und Kärnten und endlich bis Ende August ins Mürztal. Den September möchte ich daheim bei meinen Eltern zubringen“.

5) Sie lautet bei Rosegger: (pag 44 f):

„Ich habe den Stephansturm gesehen an sonnigen Sommertagen rötlich leuchtend aufragen ins tiefe Blau, sein goldenes Kreuz funkelnd, wie ein lebendiges Flämmlein; ich habe ihn gesehen in träumenden Mondnächten als dunkeln, fast unheimlichen Riesen — ein treuer Hirt und Hort eines großen Volkes; und ich habe ihn gesehen an trüben Wintertagen, wie Flocke um Flocke langsam an ihm herniedertanzte und wie seine Spitze sich in dem grauen Nebel verlor. Und ich habe ihn beobachtet zur Morgenstunde und im Abenddämmern, in Frühlingsregenbogenstrahlen und in frostigen Herbstschauern — und ich habe ihn beobachtet in heiterer Friedenszeit und in drangvollen Kriegstagen. Immer war er eigen, und immer habe ich in Betrachtung seiner in meinem Herzen was anderes empfunden.

Denselben Periodenbau und dieselbe feine Beobachtungsgabe zeigt Stifters Schilderung „Vom St. Stephansturme“:

„— — — Aber auch dem Einheimischen ist der Anblick der Kirche wichtig. Außerdem daß sie und ihr Turm ihm wie den Fremden einen Mittelpunkt abgeben, um den herum er sich die Stadt zurechtlegt, wirkt sie auch sonst noch gar oft auf ihn: sei es, daß er in Gedanken oder gedankenlos durch eine Gasse herausgeht und nun den Bau vor sich hat, der wie ein Gebirge, einfach und doch schön ist und der seinen Geist erhebt und kräftigt; sei es, daß er, aus der Goldschmiedgasse kommend, immer wieder durch das plötzliche Vorspringen der großen Gestaltungen überrascht ist; oder sei es, daß an nebligen Spätherbstabenden, auf welche der Vollmond scheint,

der Turm einen phantastischen Schatten auf den Nebel wirft, welcher Schatten unten durch das feurige Rot der Stadtlichter und oben durch das Silberblau des Mondlichtes begrenzt ist; sei es, daß in klaren Nächten, wenn man gegen die große Schulerstraße zu geht, breite Silberströme von dem glasierten Dache der Kirche niederrinnen, gegen die der Turm wie ein dunkler Riese emporragt und zu dem Monde weiset, welcher diese Wirkung hervorgebracht hat; sei es, daß ein Falke oder ein anderer Raubvogel, der die Kirche als einen Felsen angesehen hat, auf derselben irgend ein Federtier zerreißt, die Federn herabfallen läßt und tausend Blicke zu sich hinaufzieht; sei es, daß der Sturm, der unten Fenster zerschmettert, Tore auf und zuschlägt und alles in Verwirrung bringt, dem Turme nichts anhaben kann, der ruhig dasteht und den Regen gegen sich heranpeitschen läßt; sei es, daß die Spize bei trübem Schneewetter gar nicht sichtbar ist und in die niederen Winterwolken hineinragt; sei es, daß in stiller Winterszeit die tausend und tausend weichen Schneekißchen auf den unzähligen Zieraten des Turmes von unten bis oben lagern; oder sei es, daß an ganz gewöhnlichen Tagen, die wolkenlos sind, Turm und Kirche einfach in die blaue Luft emporragen, ruhig und milde dastehen, nach oben immer duftiger werden und endlich die funkelnde Spitze zeigen.“

Aus der Betrachtung dieser schön gebauten Perioden sieht man, wie Rosegger, um seinen Stil zu vervollkommnen, bei Stifter in die Schule gegangen ist — Anzengruber bemängelt das in einem der ersten Briefe, die er Rosegger schrieb, v. 12. Mai 1871 — daß er sich aber doch von einer eigentlichen Nachahmung frei zu halten weiß. Aber aus der Betrachtung dieser Perioden wird uns auch der entscheidende Unterschied zwischen Stifters und Roseggers Naturbetrachtung klar: Stifter schildert objektiv; er läßt sein Ich ganz aus dem Spiele und beschreibt und schildert, als ob es ihm jemand diktierte. Freilich in der Art, wie er sieht, zeigt sich seine ganze Persönlichkeit.

Rosegger schildert subjektiv; was er sieht, ist ihm ein Erlebnis und als Erlebnis stellt er es auch dar. Sein Ich steht im Mittelpunkte und seine Schilderung ist die Feststellung von Beziehungen zwischen seinem Ich und dem Objekte.

Stifter sieht oft mit den Augen des Malers und hat Rosegger namenttich den Kunstgriff gelehrt, dasselbe Objekt im Wechsel der Jahreszeiten, im Wechsel der Beleuchtung zu betrachten. Wie sehr das dann Rosegger, der für die Naturschilderung auch ein Malerauge mitbrachte, in Fleisch und Blut übergegangen ist, zeigen namentlich zwei Schilderungen aus jüngster Zeit, die der Semmeringbahn (Heimg. 28, 755) und die des Fischhacher Waldes (Heimg. 29, 5).

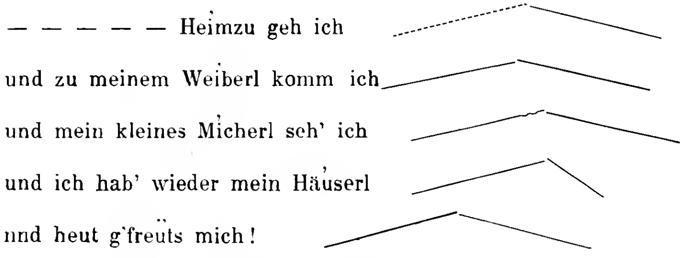
In der letzteren heißt es: „So ist es denn keine Stunde des Tages, in der ich als Knabe nicht auf dem Wege gewesen bin über den Berg. Am sonnigen Morgen, wenn an allen Ästen des jungen Fichtenwaldes noch die funkelnden Tautropfen zitterten, wenn der Auerhahn im dunkeln Gewipfel der alten Tannen balzte, bin ich den rötlich-braunen Waldsteig still dahingegangen. Am Mittage, wenn tausend Tierlein über das Gewurzel liefen und in der Luft summten; am sinkenden Abende, wenn Wildhühner durch Dickicht und Heidekraut gespenstig dahin huschten und dürres Gefälle unter den Beinen flüchtiger Rehe und Hirsche knisterte, bin ich durch den Wald gegangen. Dann, wenn die trüben Nebel des Herbstes spannen im Geäste, daß man nicht fünfzehn Schritte weit vor sich hinsah und die Wipfel ins Unermeßliche der grauen, tropfenden Düsternis aufragten; und in den

Nächten, wo man sich mit Stock und Hand langsam dahingreifen mußte, an die Stämme stieß, über Gewurzel stolperte und doch naturgemäß den rechten Weg einhielt — und bei stürmischem Wetter, wenn der Wind in den unbeugsamen Wipfeln toste und der Regen hagelscharf durch des Gestämme sauste, bin ich durch all das dahingegangen. Und im Winter endlich, wenn alle Pfadspur ganz verschneit war und die schneebelasteten Äste tief niederhingen — zu all diesen Zeiten bin ich über den waldigen Berg gegangen, der in zwei Stunden zu bewältigen war, wenn ihn tiefer Hochwinter nicht überhaupt unmöglich machte".

6) Vgl. Brief an Hamerling, Usedom, den 30. Mai 1870. — „Meine bisherige Reisegeschichte ist nicht merkwürdig: ein paar Abenteuer habe ich erlebt, wovon eines der heitersten, ein anderes der düstersten Art war."

7) Rosegger gibt zu, daß die Erzählung in Erinnerung an eine ähnliche von Auerbach entstanden sein könne und nahm sie darum später nicht mehr auf. Stoff: Josef, der arme Keuschler, wirbt vergebens um Gretel, des reichen Wiederhofers Tochter. Um seine Tüchtigkeit in der Wirtschaft zu beweisen, will er in einer Nacht des Großbauern ganze Wiese mähen, legt aber irrtümlicherweise dessen schönes Haberfeld nieder. Es gibt eine erregte Szene und der Bauer schwört nie werde seine Tochter des Keuschlers Frau, ehe nicht jeder Haberhalm wieder auf seiner Wurzel stehe. Ergebnis: gebrochene Herzen; nachher ein irrsinniger Greis, der bis an sein Lebensende Haberhalme an die Stoppeln bindet.

8. Man beobachte einmal den wundervollen, natürlichen Rhythmus dieses Freudenausbruches



— und die sich von selbst einstellende gleiche Taktdauer der einzelnen Kolen.

9) Über „Die Hebemutter" hatte sich einst Friedrich Schlögl mit etwas deplazierter Prüderie aufgehalten.

10) Außer Pater Kochems „Lebensbeschreibung Jesu Christi, seiner Mutter Maria und der Heiligen Gottes" fand sich in der Bücherei des Kluppeneggerhauses noch ein anderes Buch, das für Roseggers ganze Entwicklung geradezu von entscheideuder Bedeutung geworden ist. Es war dies der 1. Band des Sammelwerkes „Geistlicher Hausschatz für katholische Christen", nämlich die „Historische VolksBilder-Bibel für katholische Christen" von dem Franziskaner A. A. Waibel (Theophilus Nelk), ausgestattet mit 300 Holzschnitten, Grätz 1839. Mit bischöfl. Approbation. Der Verfasser nennt sein Werk in der Vorrede einen „historischen Auszug von der Bibel" und errinnert ausdrücklich daran, daß seine historische Volksbibel nicht für Kinder, sondern nur für Erwachsene sei. — Dieses Buch ist gegenwärtig fast eine buchhändlerische Rarität. Rosegger sehnte sich lange

darnach, denn das Exemplar, das sein Vater besessen, war verloren gegangen. Friedrich Schlögl gelang es endlich, dieses Buch aufzustöbern und auf seine diesbezügliche Mitteilung an Rosegger schreibt letzterer (27. September 1871) sehr vergnügt zurück: „— — Wenn es Ihnen gelungen ist, mir das nämliche Buch zu verschaffen, in dem ich als Kind geblättert und geblättert, die unzähligen Holzschnitte betrachtet mit wacher Phantasie, in kindlichem Glauben in Seligkeit, das liebe, liebe Buch, das mich eingeführt hat in die Dichtung und Menschheit, das aber doch unter den zerstörenden Händen von uns Kleinen zu Grunde gegangen ist — wenn Sie mir dieses Buch wieder verschaffen, so tun Sie mir eine unbezahlbare Wohltat. — Sie bringen mir ein Stück Kindheit wieder zurück. Ich sehe Ihrer Sendung aber doch mit Bangen entgegen; wenn's nicht dieselbe Auflage und Ausstattung ist, so verliert es in meinem Augen natürlich den Wert. Ich kann aber die Jahreszahl der Auflage nicht sagen; nach meiner äußerst unbestimmten Erinnerung (da ich damals ja noch nicht lesen konnte) hat das Buch: „Volksbilderbibel oder häuslicher Hausschatz“ oder so beiläufig geheißen. Schicken Sie mir dann Ihr ausfindig gemachtes Exemplar recht bald mit Preisangabe und Postnachnahme.“

Schlögl sendet das Buch und Rosegger dankt in einem überschwenglichen Briefe, der für die Kenntnis von Roseggers Innenleben eines der wichtigsten Zeugnisse ist und zugleich den bedeutsamsten Hinweis bildet auf Roseggers Lieblingsschöpfung, auf J. N. R. J.

Der Brief ist vom 5. Oktober 1871 datiert und beginnt: „Mein lieber, mein verehrter Freund! Von den kühnen Wünschen meiner Kindheit sind alle erfüllt worden, und zwar glänzend über jegliches Erwarten, bis auf einen, bis auf einen einzigen. Und dieser eine, einzige Wunsch, der seit zwanzig Jahren in der Tiefe meines Herzen geschlummert, oft für Momente mächtig aufatmend, dann wieder jahrelang stillharrend, diesen Wunsch haben Sie mir erfüllt. O freuen Sie sich doch auch ein wenig mit meinem selig bewegten Gemüte! Die Volksbilderbibel ist die rechte, ist genau dieselbe und keine andere. Ich habe Sie durchblättert, da habe ich in den Bildern wieder meine Kindheit gesehen, die lichte, goldene, die glückliche Zeit. Ich habe dabei geweint. Mit meinen Eltern, die seither so unsäglich elend geworden sind, mit meinen kleinen Geschwistern, die seitdem den Jammer des Lebens auch haben erfahren müssen, habe ich einst dieses Buch und seine Bilder betrachtet; ich kann mich noch sehr lebhaft an viele Bemerkungen erinnern, die wir bei einem oder dem anderen Holzschnitt gemacht haben. Dieses Buch hat mir den ersten leisen Anstoß gegeben auf die Bahn, auf der ich nun so zufrieden wandle. Dieses Buch ist mir so teuer. Mein vortrefflicher Freund, ich danke Ihnen zu tausendmal . . . . . !“

Wer sich über eine wiedergefundene Bibel, über ein Buch aus Kindertagen so freuen kann, muß der nicht einst an der Schwelle des Greisenalters ein Jesubuch schreiben?

11) Welche Kraft der Anschauung steckt nicht in der folgenden Schilderung: (pag. 234). „Wohl den ganzen Tag hindurch herrscht Dämmerung im Walde und im milden Halbdunkel wiegen an dem verwitterten Geäste sanft die grauen Moosfahnen. Hie und da auf dem braunen, mit Wurzeln und dürren Nadeln bedeckten Boden liegt ein sonniges Scheibchen, oder an den glatten Stämmen hängt da und dort ein goldenes Täfelchen, oder es windet sich ein Silberfaden

durch das Geäste. Gegen Abend finden sich diese Dinge an einer anderen Stelle und sie sind rötlicher und endlich werden sie matt, und endlich lösen sie sich auf und es ist gar nichts Farbiges mehr da, es ist kein Ast und kein Stamm deutlich mehr zu sehen, es ist eine Mauer von Dunkelheit da und seltsame Gestalten kriechen hervor. Es ist alles grau in grau; die Sonne ist untergegangen." Hier tritt auch des Dichters Ich nicht hervor — im Urwaldfrieden geht der Dichter völlig in der ihn umgebenden Stimmung auf.

12) Der Kampf neuer Anschauungen mit den altüberlieferten, ist auch das Thema von Melchior Meyers «Erzählungen aus dem Ries.» Freilich bewegt sich der Kampf auf einem ganz anderen Gebiete. Die Rieser Jugend wehrt sich gegen den Kastengeist, der dadurch entstanden ist, daß von altersher immer nur die Kinder gleich begüterter und derselben sozialen Schichte angehöriger Bauern oder Söldner oder Handwerker einander heiraten dürfen. Das Schema aller acht bei M. Hesse, Leipzig, erschienenen „Erzählungen aus dem Ries" ist nun das: Die Neigung zweier junger Rieser überspringt die altersgrauen, sozialen Schranken, es gibt einen harten Kampf mit den gegen eine lex Canuleia sich heftig wehrenden Eltern; endlich aber müssen diese nachgeben und kommen mit Wehmut zur Überzeugung, daß eine neue Zeit ins Land komme. Typisch dafür ist die letzte von Meyers Erzählungen: „Gleich und gleich."

13. Am 27. September 1871 schreibt er an Fr. Schlögl: „Sie haben mir im „Armen Mann von Tockenburg" ein wunderbares Buch zugeführt. Diese Selbstbiographie des schlichten Mannes hat mich im Herzen gefaßt; und diese Schreibart ist mein Ideal von der deutschen Sprache. Ich bin ein Stümper gegen Bräcker — — der Mann ist längst begraben. Aber er ist noch der Weber und verflicht die Fäden seiner reichen Seele mit tränenleuchtendem Auge in die Nachwelt hinein."

Es wäre lehrreich zu untersuchen, wieviel von Bräcker auf Rosegger übergegangen ist. Andreas Erdmann hat, nach einer von Richard Voß im Heimgarten XV., 120 ff, veröffentlichten Analyse der Selbstbiographie Bräckers zu schließen, — ein Exemplar des im Buchhandel vergriffenen (?) Werkes lag dem Verfasser derzeit leider nicht vor — manchen charakteristischen Zug von ihm empfangen, namentlich die Sehnsucht, den Durst nach dem Lichte, das Versinken in die Betrachtung der Natur, die Entsagung.

14) Eine schöne Studie zu dem Einspanig findet sich in Roseggers Kalender „Das neue Jahr" 1874 in der Erzählung „Hirt und Hort." Der edle Priester dieser Erzählung ist ebenso aufopferungsfreudig wie der büßende Einspanig, ist ebenso ein Feind alles unechten Kirchenprunkes wie Erdmann; nur geht Rosegger in den „Schriften des Waldschulmeisters" weiter. Er macht in Erdmann geradezu Front gegen das Übermaß ländlicher Heiligenverehrung, findet aber schon in der Antwort des Einspanig innige Worte für die Marienverehrung.



Inhaltsverzeichnis.



Separatabdruck aus dem siebenten Jahresberichte des Kaiser Franz Joseph-
* * Jubiläums-Realgymnasiums in Korneuburg für das Schuljahr 1904/5. * *